

Carsten Kerpa

Insulaner '85

©1988 CarstenKerpa

1 – Morgenstunde hat Gold im Munde

Das Rasseln des Weckers trommelte auf meine Ohren und betäubte mich kurzzeitig. Ich schreckte hoch in einen neuen, dunklen Tag. Es war der 29. November 1985. Gott sei Dank ein Freitag.

„Hör uff zu brüllen!“, beschimpfte ich den Schlafstörer und hieb auf die Alarm-Stopptaste, in der das Dröhnen seinen Meister fand und klein beigab.

Draußen verschlang die Dunkelheit die Konturen und Kontraste der Dinge und ließ eine schwarze, kalte Masse, genannt Nacht, zurück. Und jetzt wagte es die Uhr, den Morgen zu begrüßen? Bestimmt ist der Wecker kaputt oder spinnt, dachte ich. Halb im Schlaf suchte meine Hand nach dem Transistorradio – das mit der abgeknickten Antenne – und stieß neben einem Kopf darauf. Schade. Keinem mit schönen, schlafenden Augen, tiefroten Lippen, einer süßen Nase, haselnussbrauner Haut und wilden, blonden Haaren. Es war leider nur mein eigener.

Ein Klicken, Rauschen, Knistern, und aus dem Lautsprecher schepperte eine Stimme: „That’s AFN Berlin. It’s seven o’clock in the city. Now the news...“

Verärgert über die Uhrzeit, die mich eindringlich mahnte aufzustehen, hob ich die Beine über den Bettrand. Munterkeit gab es erst zum Frühstück, weswegen ich mir keine Mühe gab, früher zu erwachen. Das Überstreifen der Bluejeans und Zuknöpfen des karierten Hemdes gehörten mit zum letzten Akt meiner Traumwelt.

Sehr langsam lichtete sich der Schleier vor den Augen, und zäh flossen meine Gedanken; die Realität irrte durch die Hirnwindungen, fand aber langsam die Spur zur Zentrale. Und dann schob ich den Stuhl an den Frühstückstisch, soweit klar im Kopf, einen Gedanken zu fassen.

„Morgen.“

Meine Mutter schaute kurz über den Tassenrand hinweg, nickte und kippte weiter Kaffee in sich hinein. Dann antwortete sie. „Morgen Karsten.“

„Warum ist heute nicht Samstag? Dann wäre die Woche endlich vorbei. Stattdessen schreiben wir ´ne Geschichtsarbeit!“

Außerdem hatte ich mich für morgen mit Martina auf dem Ku´damm verabredet, um ihren Garderobenschrank neu zu bestücken, Martina, meiner neuen Flamme. „*Aber diesmal werde ich mir einen Rock kaufen. Vielleicht Leder. Und eingeschlitzt bis zum Slip!*“, hatte sie mir gestern neckisch ins Ohr geflüstert. Und nett, wie ich war, hatte ich auch versprochen, ihren zweiten Wunsch zu erfüllen, mit ihr ins Kino zu gehen. Einen frech-frivolen Film wollte sie sehen, wie „Porky’s“ oder „Eis am Stiel“. Ich war garantiert der letzte, der Tina das ausgeredet hätte.

„Schreibt ihr heute wieder einen Test?“

„Nein, ´ne Klausur. Habe ich doch gerade gesagt. Der Ausflug gestern zum Reichstag war echt die beste Vorbereitung. Der Historiker, der uns da herumführte, erklärte wenigstens mal die Zusammenhänge. Unser Lehrer kritzelt bloß immer Stichworte an die Tafel, die kein Schwein lesen kann. Den Rest kannst du dir selbst ausdenken.“

„Musst du besser zuhören.“

„Tu´ ich doch! – Meistens.“

Meine Mutter lachte. „Ist Martina so ablenkend?“

Jetzt grinste ich und stopfte mir schnell was in den Mund.

„Über was schreibt ihr? Weimarer Republik?“

„Nee, Hitler, Antisemitismus und Zweiter Weltkrieg.“

„Und das kannst du alles?“, fragte sie misstrauisch und hangelte sich hinüber zum Radio auf dem Küchenschrank. In halber Lautstärke schnulzte Madonna jungfräulich „Like a Virgin“.

„Doch, ich glaube schon. Aber er wird uns wieder so viele Fragen geben, die kaum in einer Stunde zu schaffen sind.“

Der erste Hunger war gesättigt, und mein Magen hatte etwas zu tun. Die nächsten zehn Minuten paukte ich leise geschichtliche Daten am Frühstückstisch. Zahlen, Namen, Ereignisse. Was nicht im Hirn blieb, verewigte ich auf Spickzetteln.

Ich war gerade damit fertig, als mich meine Mutter anstieß. „Stell mal das Radio ein bisschen lauter!“

„...und nun zum Wetterbericht, herausgegeben vom meteorologischen Institut der Freien Universität Berlin: Ein Tiefdruckgebiet über der Nordsee verlagert sich weiter nach Westdeutschland und bringt arktische Kälte mit sich. Die Temperatur betrug in Dahlem um sieben Uhr

plus ein Grad. Vereinzelt regnet es. Zum Nachmittag hin schneit es dann in ganz Berlin. Höchsttemperatur plus zwei Grad, ansonsten null bis minus drei Grad. Sie hörten die Nachrichten auf RIAS II. Die nächsten Nachrichten kommen um acht Uhr dreißig. Die Zeit, es ist sieben Uhr achtunddreißig...”

2 – Pizzagesicht

Mit nassen Schuhen patschte ich die Granitstufen meiner Realschule hoch und wiederholte im Geiste die Daten zur Reichskristallnacht, zum Judenboykott und zum Röhm-Putsch. Mich beruhigte, dass noch alles fest im Gedächtnis saß und ich beendete das Frage-und-Antwort-Spiel, um mich nicht selbst verrückt zu machen ... und weil es stark nach hirnverbranntem Menschen roch!

Wässerige Spuren auf der verdreckten Treppe hinterlassend, latschte ich in die erste Etage. Ich spürte, dass gleich etwas geschehen würde, denn ein leichtes Pieken nervte meine Haut am Knie. Und richtig! Am anderen Ende des Schulflures erblickte ich Olaf. Dieses großmäulige Pickelgesicht motzte mich schon seit Tagen laufend an. Und als ich sein blödes Gesicht von weitem sah, wusste ich, dass es dabei heute nicht bleiben würde.

Olaf war ein Jahr älter, aber eigentlich kaum stärker. Er markierte meist bloß und konnte Leute grandios einschüchtern. Mit den eigenen Waffen schlagen, hieß die Devise. Mein provozierender Schritt und die geballten Fäuste verrieten, dass ich einer Schlägerei nicht ausweichen würde.

Als wir uns gegenüberstanden, hauchte mir Olaf dumm grinsend ein *Hi!* ins Gesicht. Er stank nach Tabak und Pomade. Auf dem Flur vor unserer Klasse waren nur er und ich – und sein Spießgeselle Erol. Das war das Problem. Kassierte Olaf einen Satz heiße Ohren, saß mir sofort Arschloch Erol im Nacken. Doch Fortuna pokerte mit. Dino, mein Kumpel, schielte zufällig aus der Klassentür und registrierte sofort die Situation. Langsam schritt er hinaus in den Gang an die Heizung zu ... Erol. Dino kannte genug Tricks, wenn nötig mit Gewalt ungerechte Hilfestellung zu verhindern.

„Na, Frosch!“, legte Olaf los. Die Glocke zur ersten Runde bimmelte lautlos.

„Hallo, Pizzaface. Wie geht's den Pestbeulen?“

Er grinste dreckig und griff an. Nicht mit den Fäusten wie man hätte glauben können, sondern mit seinen Füßen. Er holte aus, doch ich ließ Olaf ins Leere treten. Seinen Schuh zu fassen zu bekommen, schaffte ich leider nicht.

„Na, gleich fängst du an zu kneifen und Haare zu ziehen, du Mädchen!“, verhöhnte ich das Pickelgesicht und lachte aus vollem Hals.

„Erol!“, rief der rot Angelaufene seinen Handlanger auf die Bildfläche. Der hörte aber nicht. Das Arschloch hatte die Hosen bereits voll, bevor Dino Hand anlegen musste. Zwei gegen zwei, das empfand er als ungerecht.

Pizzafresse wurde die Sache langsam unangenehm, doch Schwanz einziehen und wegrennen, das ging nicht mehr. Dino und ich standen gegen ihn. Auf Erol konnte er nicht zählen. Aber ich wollte diesem Penner alleine sein großes Maul stopfen.

Jetzt griff ich an. Mit einem Satz schleuderte ich seinen Körper auf den Granitboden, doch schnell hüpfte Olaf wieder auf die Beine, allerdings ohne genügend Abstand zu wahren. Bevor er reagieren konnte, schlug ich ihm mit der Faust ins Gesicht. Ein kurzer Schmerzensschrei, und er hüpfte jammernd nach hinten.

„Komm du aus der Schule!“, fauchte Pickel-Olaf hysterisch, und sein rechtes Auge schwoll langsam an.

„Logisch komme ich, oder meinst du, ich übernachtete hier?“ Dann folgte ich Dino in die Klasse.

Erol war längst verschwunden.

Dino ging feixend zu seinem Platz am Fenster, und auf dem Weg zu meiner Bank kam mir Martina, meine Zuckerschnecke, lächelnd entgegen. Sie hatte von den Vorkommnissen vor der Tür nichts mitbekommen und wollte mir zeigen, was sie sich Neues an Klamotten gekauft hatte. Eine coole weiße Caprihose, schwarze Nylonstrümpfe und eine Leinenbluse, die mehr ein freizügiges Unterhemd war. Bei dem jahreszeitlich bedingten Klima und den unzähligen gierigen Blicken sehr gewagt. Martina hatte halt nichts zu verstecken.

„Du siehst ja so entspannt aus. Was ist los?“ Sie tippte mir zur Begrüßung auf die Nasenspitze.

„Alles super. Und bei dir?“

„Na ja, ich habe bei dir gestern den ganzen Tag angerufen, und nie warst du da.“ Sie setzte ihre eingeschnappte Miene auf, was mich immer an meine kleine Kusine erinnerte.

„Ab und an habe ich auch mal ein paar Dinge zu erledigen.“

„Ohne mich?“

„Soll ich dich das nächste Mal mitnehmen, wenn ich Geschenke für dich kaufe?“

Sie schaute mich gespielt misstrauisch an. „Hast du eine andere?“

„Eine? Mehrere! Aber du bist meine einzig wahre...“

Ich merkte, dass meine Worte sie nicht mehr erreichten. Ihre Augen fixierten etwas hinter mir. Der schlurfende Schritt des Hereinkommenden verriet mir, wer es war.

„Was ist denn mit Olaf passiert?!“, gackerte Tina laut los und hielt sich die Hände, erschrocken über ihre eigene Lautstärke, vor den Mund. Die Augen der Klasse richteten sich auf Olaf.

„Ich glaube, der ist ein bisschen gestolpert“, antwortete ich mit einem Augenzwinkern.

„Hat er dich schon wieder angemacht?“

„Kennst doch Olaf.“

„Sogar heute!“

„Wieso?“

„Mann, genau heute vor einem Jahr passierte der Mord!“

Dieser Tag fing eigentlich an, ein guter zu werden. Ich wollte mir das nicht verderben lassen. Und doch konnte ich es nicht vermeiden, eines Ermordeten zu gedenken, den ich gut kannte.

Vor genau einem Jahr, in der neunten Klasse, war Dino zu mir gekommen und faselte, dass Kai-Uwe tot ist. „Hast du das Bild in der Zeitung nicht gesehen?“

Kai-Uwe war ein stiller, intelligenter, aber nicht sehr hübscher Junge eine Klassenstufe über uns gewesen, gehänselt von fast allen seinen Mitschülern. Ich hatte wenig mit ihm zu tun, konnte ihn aber einigermaßen leiden. Doch Olaf (damals in Kai-Uwes Klasse, bevor er in meine kam, weil er sitzenblieb) und seine Kumpanen hatten einen teuflischen Spaß, ihn immer und immer wieder zu demütigen. Sie dachten sich harte Streiche aus. Die Hausarbeiten Kai-Uwes zerfetzten sie in der Luft, während der Sportstunde flog seine Kleidung ins vollgeschissene Klobecken,

oder fünf oder sechs Arschlöcher seiften den Wehrlosen im Winter von oben bis unten ein.

Zuerst hatte ich Dino nicht geglaubt, doch als die Lehrerin der Klasse 10a die Schüler mit ernster Miene noch vor acht in den Klassenraum lotste, wurde mir einiges klar. Sofort bildeten sich auf den Schulfluren kleine Grüppchen. Die Neuen, die Siebtklässler, hatten zum größten Teil noch keine Ahnung, wer Kai-Uwe war, aber irgendwie schien das die Sache für sie nur umso spektakulärer zu machen.

Alles über die Mordtat erfuhren wir aus einer herumgereichten, zerlesenen Ausgabe der BZ, mit einem seitengroßen Bild von dem Jungen auf der Titelseite. Wie es wirklich zu der Bluttat kam, klärte sich allerdings erst einige Tage später auf.

Er soll in Gegenwart zweier Jugendlicher (im ersten Moment kam mir Olaf in den Sinn, womit ich aber zum Glück völlig falsch lag) über eine ihm gehörende Video- und HiFi-Anlage geschwärmt haben. Wahrscheinlich hatte er auch ein wenig angegeben. Jedenfalls glaubten die zwei Jugendlichen Kai-Uwe nicht und wollten sich mit eigenen Augen von seinen Schilderungen überzeugen. Kai-Uwe nahm die zwei mit zu sich nach Hause, die dann dort plötzlich begannen, die Wohnung seiner Eltern auszuräumen. Irgendwie eskalierte die Situation, und die beiden Typen schlachteten Kai-Uwe regelrecht ab (angeblich unter Drogeneinfluss, wie man vermutete). Aufgrund von dilettantisch verticktem Diebesgut aus der Wohnung konnten die geständigen Jugendlichen in Kai-Uwes Alter bald darauf überführt werden.

Für die Beerdigung bekam die ganze Schule frei.

Obwohl Olaf nichts mit der Tat zu tun hatte, hasste ich ihn seitdem. Er war zwar nicht schuld, dass Kai-Uwe nur ein kurzes Leben hatte, aber auf jeden Fall, dass dieses kurze Leben ziemlich beschissen war.

3 – Wer eine Reise tut

Die erste Stunde verschwendeten wir wie jeden Freitagmorgen mit Deutsch. Anfangs dachte ich, die Lehrerin geht auf das heutige Datum ein und die tragischen Geschehnisse vor einem Jahr, doch schien ihr das wohl unpassend (oder sie hatte es schlicht und ergreifend vergessen) für

das Thema, das sie gedachte durchzunehmen: unsere verrückte Klassenfahrt vor ein paar Wochen.

Wir hatten auf, unsere besten Erinnerungen in eine schriftliche Form zu bringen und diese dann der Klasse vorzutragen (als ob jemand so bescheuert wäre und die wirklichen coolen Begebenheiten in Anwesenheit der Lehrerin ausplaudern würde!). Zum Glück meldeten sich total viele, sodass keine Gefahr bestand, dass ich in den nächsten 45 Unterrichtsminuten hätte drankommen können, und so hatte ich genug Muße, in meinen eigenen ganz persönlichen Reiseerinnerungen zu schwelgen.

Noch am ersten Abend, gleich nach dem Essen in der Jugendherberge, hatte ich mich mit Martina in den nahen Wald verkrümelte. Wir hatten bis 22 Uhr Zeit zur freien Verfügung von den Lehrern gewährt bekommen, was wir beide bis zur letzten Minute auskosten wollten. Die Herberge thronte auf einem kleinen Kalksteinberg, umgeben von einem Fichtenwald mit massiven, rings in der Gegend verteilten, aus der Erde ragenden, zerklüfteten Felsen. Diese boten optimalen Schutz vor unliebsamen Blicken, und als Pärchen hatte man gute Gelegenheit, sich ungestört näherzukommen – wenn man ein leeres Plätzchen fand. Wir waren keineswegs die einzigen. Weit entfernt vom Haus und nicht mehr die störenden Geräusche der Landstraße hörend, ruhten wir uns auf einem mit duftendem Moos bewachsenen Kalkfelsen aus. Wir lästerten über die anderen, schwärmten von uns und krochen immer näher aneinander, obwohl es überhaupt nicht kalt war.

Rasend schnell bewegte sich der kleine Zeiger um das Zifferblatt, und der Sonnenschein begann nachzulassen. Unser Plauderstündchen setzte sich bis in die Dämmerung fort, bis nur noch ein blutroter Streifen Licht am Horizont übrigblieb. Schwach wurden die ersten Abendsterne sichtbar. Da überraschte mich Martina mit einer Idee.

„Was hältst du davon, wenn wir jetzt Pflaumen klauen gehen und das Kaff hier in der Nähe ein bisschen unsicher machen?“

Ich schaute auf die Zeit. Einundzwanzig Uhr. In der beginnenden Dunkelheit durch den vermutlich ausgestorbenen Ort mit meiner Angeboteten zu streunen, fand ich als Idee gar nicht so schlecht. Aber es kam nicht dazu (ohne jetzt zu sehr vorgreifen zu wollen). Auf dem Weg zum Obstpflücken zog uns ein kleiner, verträumter Abenteuerspielplatz am Dorfeingang in seinen Bann. Leider sah man von weitem das erleuchtete Jugendherbergsgebäude, sodass der abenteuerliche Reiz, sich in unbe-

kanntem Terrain zu verlaufen, nicht aufkommen wollte. Die einzige Schaukel am Platz teilten wir uns, und auch die Wippe blieb von uns nicht verschont. Viel mehr gab der Bolzplatz nicht her, allerdings entdeckten wir noch einen von Holzpflocken eingezäunten Sandspielkasten. Sandburgen bauten wir nicht, aber Martina meinte, sich unbedingt abregieren zu müssen, und funktionierte den Sandkasten um zum Kampfplatz in der Disziplin griechisch-römisches Ringen. Schon nach kurzer Zeit gewann sie durch K. o. Ich lag wie ein Käfer auf dem Rücken, und Tina machte es sich auf meinem Bauch bequem.

„So, ich bin die Siegerin! Und als Lohn verlange ich...“
Sachte biss sie mir ins Ohrläppchen.

Ein Ellenbogen schoss in meine Rippen. Fast drei Monate flog ich in die Zukunft.

„Du sollst vorlesen!“, flüsterte mir Dino zu.

Ich schaute Richtung Lehrerpult und sah eine wartende Frau.

„Äh“, begann ich stotternd, „die Schlacht von Burg Hartenstein.“ Ich las mein Geschriebenes vor. Über das Geländespiel im Wald, das wir einen Tag vor Abfahrt ohne Wissen der Lehrer veranstalteten, über die „Jäger“, die die „Gejagten“ verdroschen (mit kleinen Zetteln hatten wir die Gruppen ausgelost), das Bündel Luftballons, das als vorgeblicher Schatz sicher und heil am Ziel ankommen musste, und den Schiedsrichter, genannt Botschafter, dem wir „aus Versehen“ ein blaues Auge schlugen und die Klamotten zerrissen. Der Hälfte der Klasse gefiel der Text, glaube ich, ganz gut, nämlich den Gewinnern des Spiels. Die Gejagten von damals schienen beim Zuhören irgendwie weniger Spaß zu haben.

Zwei Stunden Deutsch hatten wir am heutigen Tag. Eine war nun um. In der nächsten Stunde konnte ich davon ausgehen, dass die Lehrerin mich nicht noch mal drannehmen würde. Ich hatte also wieder Zeit für meine Erinnerungen.

Ein paar Tage vor der Rückreise nach Berlin fand der „Höhepunkt“ der Klassenfahrt statt: unser Tagesausflug nach Nürnberg. Der Reisebus wartete pünktlich nach dem vorgezogenen Frühstück um sieben Uhr vor dem Schullandheim. Durch Entscheidung einer Fünf-Mark-Münze be-

kam unsere Klasse die hintere Hälfte des Busses zugeteilt und die andere mitfahrende Klasse, eine Neunte, den vorderen Teil in der Nähe der Lehrer.

Für mich und Martina ergatterte ich Plätze in der letzten Bankreihe. Als der Bus dann anfuhr, stöpselte Tina mich an ihren Walkman, und wir lauschten den Klängen von „Frankie goes to Hollywood – The Power of Love“. Händchenhaltend schwebten wir im siebten Himmel, aus dem wir aber schon wieder früh Abschied nehmen mussten. Jedoch für einen akzeptablen Grund.

So schnell, wie vorhin noch unsere Klasse eingedöst war, so hellwach war sie jetzt, und wir sangen Spottlieder auf die Lehrer. Olle Schneider – ein Dichtergenie – baute in Hitmelodien der Neuen Deutschen Welle ganz andere Texte hinein und verbreitete sie, bis alle durch Mundpropaganda in der Lage waren, lauthals mitzusingen. Sehr zur Freude des Fahrers, weniger zur Freude der Lehrer. Unsere Stimmung konnte nicht besser sein.

In Nürnberg angekommen, besuchten wir das Verkehrsmuseum, das so interessant war, dass unsere Klasse sich nach zehn Minuten fast wieder vollständig in den Sitzgelegenheiten am Ausgang fläzte. Nur einer freute sich wie bescheuert über den ganzen Eisenbahnschrott, den es zu besichtigen gab. Christian war ein zweiter Kai-Uwe. Er hatte zwar keine solchen Gemeinheiten zu ertragen, aber niemand konnte wirklich was mit ihm anfangen. Und die Hobbys des schwächigen Kerlchens trugen mit zu seiner Außenseiterrolle bei: Eisenbahnen in echt oder als Modell, Schwarz-Weiß-Fotografie und Mädchen ... aus dem Wege gehen. Schleiereule (so tituliert wegen seiner dicken, hässlichen Hornbrille) war ein Abstinenzler in Sachen Sex. Unfassbar.

Nachdem wir das Verkehrsmuseum hinter uns gebracht hatten, gab uns „Geier“, wie wir unseren Klassenlehrer wegen seines ähnlich klingenden Nachnamens nannten, fünf Stunden zur freien Verfügung – vermutlich um nicht mit dieser Horde Berliner Jugendlicher in der Öffentlichkeit in Verbindung gebracht zu werden.

Tina schlug vor, in die Innenstadt zu gehen; Dino und seine Flamme Sabsi aus der Neunten schlossen sich uns an. Der Trip führte durch Kaufhäuser und kleinere Geschäfte, in denen wir alles, was nicht niet- und nagelfest war, eingehend begrabschten, um dann, ohne etwas zu kaufen, wieder zu verschwinden. Obwohl wir keinen Groschen in der Tasche hatten wurden unsere Einkaufstüten immer voller. So vergingen die Stunden, und wir erkundeten immer abgelegene Ortsteile von Nürnberg, bis wir einen See, den Wörder See, erreichten.

Im Gespräch versunken mit Martina, schlenderten wir, Dino mit Sabsi einige Schritte hinter uns, am Ufer entlang. Ich plauderte aus meiner Grundschulzeit (wie ich in der vierten Klasse bei einer Faschingsparty 32 Küsse von genauso vielen Mädchen bekam und danach Herpes hatte) und bemerkte erst spät, dass Tina immer stiller wurde und nur noch aus Höflichkeit lachte. Ich drängte sie, nun auch ein wenig zu erzählen, und dachte, irgendwas Komisches würde ihr schon einfallen, was sie irgendwann mal erlebt hatte. Aber ihr gingen ganz andere Sachen durch den Kopf.

Vorhin, auf dem Weg zum See, als wir uns eine Coke an einem Kiosk kauften, fiel Tina ein Foto von einem kleinen Hund aus dem Portmonee, über das ich mir weiter keine Gedanken machte, auch weil sie es ganz schnell wieder eingesteckt hatte. Bei Tina wühlte das Bild aber dunkle Erinnerungen auf, die sie zwar noch eine ganze Weile schaffte zu verdrängen, aber irgendwann dann eben nicht mehr. Und als ich sie dann versuchte zu motivieren, doch von sich ein wenig zu plaudern, konnte sie ihre dunklen Gedanken nicht mehr für sich behalten.

Erschrocken bemerkte ich die Angst in ihren Augen. Angst nicht verstanden zu werden, doch das kapierte ich erst später. Und dann begann sie zu erzählen. Vor zwei Jahren starb ihr Hund Ringo. Der kleine, schwarzgelockte Pudel rannte nachts beim letzten Gassi unter die Räder eines viel zu schnell fahrenden Lasters. Was sie mir aber eigentlich mitteilen wollte, war, wie schlecht es ihr die Zeit danach ging, auch weil sie niemanden hatte, mit dem sie über ihre Gefühle sprechen konnte. Da merkte ich, wie ernsthaft es Tina mit unserer Beziehung war. Martinas Ehrlichkeit zeigte mir ihr hohes Maß an Vertrauen. Sie weihte mich in ihre intimsten Probleme ein, die sie damals plagten.

„Nach dem tödlichen Unfall hatte ich einen solchen ... Schock, könnte man sagen, dass meine Regel ausblieb. Es waren nur zwei Monate, aber ich hatte total viel Angst. Meine Eltern wussten nichts davon, denn die wären sofort zum Arzt mit mir gerannt. Ich schämte mich so und sagte nichts, weil ich befürchtete, dass alle nur denken würden, ich sei schwanger. Als sich alles wieder einstellte, war ich so erleichtert. Seitdem weiß ich, wie viel besser es ist, wenn man jemanden hat, mit dem man über seine Probleme sprechen kann. Jemanden, dem man vertraut.“

Das lag Tina also die ganze Zeit auf dem Herzen, und ich laberte von meinen 32 Küssen!

„Mir kannst du vertrauen.“

Seit dem Tag gingen wir fest miteinander.

Die Schulglocke schrillte zum Stundenende. Wie an jedem fünften Tag in der Woche, immer nach der Deutsch-Doppelstunde, verschob sich auch heute der Beginn der Hofpause um einige Minuten. Die Lehrerin behauptete dann, wir wären am Anfang nicht schnell genug ruhig geworden, oder wir waren zu faul zum Mitarbeiten, oder irgendwas anderes halt. Doch freitags war das nicht weiter tragisch. Die Etagenaufsicht, die uns hinunter auf den Hof in die Kälte jagen sollte, hatte so ihre Runde schon gemacht, und wir konnten getrost im Klassenraum bleiben. Dienstags und donnerstags sah die Sache anders aus, denn da fiel Deutsch auf die letzte Stunde. Anfangs protestierten wir noch gegen das andauernde, verspätete Schulende. Irgendwann hatten wir uns daran gewöhnt.

Aber auch wenn andere Pauker mit dem Klingelzeichen den Unterricht pünktlich beendeten, gab es genug Möglichkeiten, der Etagenaufsicht zu entkommen. Man verschwand auf die Toilette zu den Rauchern, versteckte sich im abgedunkelten Filmraum (der oft nicht abgeschlossen war, weil das Schloss klemmte) oder war auf dem Weg, wichtige Dinge im Schulsekretariat zu erledigen.

Solche Umständlichkeiten waren im Augenblick aber gar nicht nötig. Kein Lehrer verlief sich in unseren Klassenraum, und kaum einer von uns ging auf den Schulhof. Wir lernten alle für Geschichte. Nur vier oder fünf saßen ohne Buch zwischen uns und grinsten bis zu den Ohren.

„Deswegen bin ich ja gestern nicht mit zum Reichstag gekommen“, freute sich Sabine und kam sich unheimlich schlau vor. „Habe dafür alles auswendig gelernt.“

Sabine konnte ich nicht leiden. An einem Tag benahm sie sich wie ein Kind, lachte über jedes Kinkerlitzchen, am nächsten Tag kam sie dann fett geschminkt zur Schule und zog eine Show ab, als wäre sie Marilyn Monroe. Dabei reichte sie weder an deren Schönheit noch Oberweite heran.

Der gestrige Schulausflug zum Reichstag hatte mir besser gefallen als erwartet. Geier, der Klassenlehrer, organisierte für uns eine Führung bei einem Historiker und hörte selbst so fasziniert zu, dass ich mich mit Tina unbemerkt aus dem Staub machen konnte. Unsere eigene Erkundungsreise führte um viele Ecken, und es ging treppauf, treppab. Als wir uns

gerade auf den Weg machen wollten zurück zu unserem Klassenverband, trafen wir witziger Weise an einem Fahrstuhl ganz zufällig auf unsere Mitschüler. Nur Dino war unsere Abwesenheit aufgefallen.

„Wo warst ´n gewesen, du Sack!“

Ich musste nicht antworten. Als er Tinas unschuldiges Lächeln sah, konnte er es sich schon denken.

„Komm mal mit“, flüsterte Dino und wies auf eine große Fotografie wenige Meter links vom Referenten. Dort prangte Alfred Hugenberg, Chef des größten Medienimperiums unter Hitler. Ich musste grinsen.

„Hast du ´nen Lackstift dabei?“, fragte ich. Dino verneinte.

In einer dieser tödlich langweiligen Geschichtsstunden hatten Dino und ich einmal im Unterrichtsbuch auf Seite 105 eine Abbildung von Hugenberg „kunstvoll verziert“. Die kleine, alte, schwächliche Gestalt erhielt ein wahrhaft erschreckendes Äußeres. Selbst Frankensteins Monster hätte im Vergleich sympathischer ausgesehen. Die Hände verzerrten wir zu riesigen, gehaarten Pranken mit rasiermesserscharfen Krallen. Die Schultern und das Kreuz quollen zur Breite eines Bauernschranks auf. Aus dem Mund ragten gierige Hauer. Und aus der Schädeldecke wuchsen Kabel, die sich zu einem elektronischen Draht-Dickicht verfilzten.

Nach diesen Tagträumereien schrieben wir die Geschichtsarbeit. Meiner Einschätzung nach behandelten die Fragen kein allzu schwieriges Sachgebiet. Man schaffte es gut und gern, die Antworten auf ein paar Sätze zu beschränken und trotzdem nicht zu oberflächlich zu bleiben. Ingeheim erhoffte ich mir eine Note um Zwei. Das würde einen Sprung aus der abstiegsgefährdeten Zone bedeuten, wie die Lehrer immer gern formulierten, und ich hätte ein Sorgenfach weniger auf dem Zwischenzeugnis im Januar.

Optimistisch schnappte ich mir meine Schultasche, schlenderte zum Lehrerpult, um die Klausur abzugeben, und verließ den Klassenraum. In Gedanken turnte ich bereits eine Barrenübung durch, die ich nach der kurzen Pause im Sportunterricht vorführen musste. Plötzlich jauchzte es neben mir schrill. Ein Mädchen klatschte mir einen Kuss auf die Wange. Es war Claudia.

„Oh, ich bin so glücklich. DIE ÄRZTE sind heute im BOOT!“ Das BOOT war der Name ihrer Lieblingsdisco (eigentlich *Riverboat*), und mit „Die Ärzte“ meinte sie eine „Wahnsinns Berliner Rockgruppe“. Claudia

hopste begeistert weiter, um noch vielen anderen die frohe Botschaft zu verkünden.

Ich schüttelte grinsend den Kopf, war aber auch ein wenig stolz, dass Claudia über mich so hergefallen war, denn trotz oder gerade wegen ihrer gruftigen, schwarzen Haarmähne, der Totenkopfflagge auf dem Pulli und der mit Flickern übersäten Jeans war sie eine der Schönsten an der Schule. Klar fand ich Tina noch begehrenswerter. Martina war aber ganz anders. Claudias Temperament kochte entweder über, oder sie war einsilbig und schlecht gelaunt, auf jeden Fall benahm sie sich immer unvorhersehbar und hörte auf nichts und niemanden. Ich fand sie sehr süß, aber sie war schwierig.

Auf dem Weg zur Schulsporthalle stellte ich mir vor, Tina hätte diesen flüchtigen Kuss miterlebt, und versuchte, mir ihre Reaktion auszumalen. Wahrscheinlich hätte sie Claudia humorvoll, aber unmissverständlich klargemacht, dass ich bereits vergeben bin, ohne Claudia vor den Kopf zu stoßen oder einen Zickenkrieg zu provozieren. Martina konnte sehr diplomatisch sein, wenn sie es wollte, was nicht immer der Fall war. Darin unterschieden sich auch die beiden. Claudia gelang so was eher schlecht.

Als ich bemerkte, durch tiefe Wasserpfüten zu latschen, beendete ich meine Grübeleien. Ich begrüßte die männliche Hälfte der Klasse 10d, mit der wir jeden Freitag und Montag Sport hatten, und alle zusammen fachsimpelten wir über die Schwierigkeiten des Barrenturnens.

Wie fast immer erschien der Sportlehrer erst fünf Minuten nach Stundenbeginn, und bis dahin standen wir im Regen. Aber kaum jemand regte sich mehr darüber auf. Man nahm es hin, wie es kam.

„Zieht euch rasch um, wenn ihr am Ende der Stunde noch Volleyball spielen wollt. Wir haben viel aufzubauen“, brummte der Sportlehrer in einem freundlichen, aber keinen Widerspruch duldenden Ton. Dabei hatten wir eher eine Menge umzubauen. Die Reckanlage war vollständig hergerichtet und die Barren alle im Depot.

Nach zehnminütiger Plackerei sah es in der Mehrzweckhalle endlich so aus, wie es der Lehrer haben wollte. Und ich war dran. Beim Oberarmstand sollte man eigentlich senkrecht und steif wie ein Brett über den Holmen schweben, klappte fast. Geschmeidig und elegant musste dann über die Schulter abgerollt werden, klappte so lala, und ein Abschlussprung mit halber Drehung beendete die Übung, was mir am besten von allem gelang. Vorturnen mit Zensuren mussten wir erst nächste Woche. An meiner Haltung und Technik konnte ich also noch feilen.

Die zweite große Pause wurde während des Sportunterrichts immer ignoriert, und erst als das zweite Klingelzeichen dem Rest der Schule das Pausenende ankündigte, schrillte die Trillerpfeife des Lehrers. Abgekämpft schoben wir die Barren zurück in das Gerätedepot. Dann versenkten Marko und Torsten an markierten Punkten massive Eisenstangen im Hallenboden, und zwei andere spannten ein Volleyballnetz auf. Das Match konnte beginnen. Gewählt wurde nicht. Klasse spielte gegen Klasse.

Leider wussten alle, dass mit 90-prozentiger Sicherheit die 10d am Ende siegen würde. Wir hatten zwar exzellente Spieler unter uns, aber auch viele Hampelmänner wie Christian, Frank oder Roos (ein Typ mit Nachnamen Roos, ein völliger Schwachvogel!). Sie erschrakten, flog der Ball auf sie zu, und duckten sich weg oder schlugen ziellos darauf ein. Das wusste natürlich die Feindmannschaft und legte mit der Taktik, diese Volltrottel immer anzuspielen, den Grundstein für unsere unzähligen Niederlagen. (Falls sich das alles nun anhört, als wäre es ein fades, langweiliges Match gewesen, dem war nicht so, denn erstens gewann die 10d nicht immer, und zweitens galt für uns die goldene Regel: Nur wer aufgibt, hat verloren!)

Obwohl wir Jungs nur die Hälfte der 10 Cäsar repräsentierten, musste unsere Mannschaft und auch die des Gegners in drei Einzelgruppen aufgeteilt werden. Ich gehörte zu vier anderen, die nach der jetzt spielenden Truppe die Ehre der „Cäsaren“ weiter zu verteidigen hatten. Zwischen den Auswechselungen verstrichen fünf Minuten, und ich nutzte die Zeit, um kurz pinkeln zu gehen. Ich betrat gerade wieder die Halle und hatte vor, zu meinen Mitspielern hinüber zu flitzen, als sich mir der Sportlehrer in den Weg stellte und mich anwies, die Schautafel für die Barrenübungen, eine 1 x 1 Meter große Balsaholzplatte mit sieben aufgeklebten Papierblättern, auf denen die Übungen zeichnerisch erklärt wurden, zu Frau Grabia, der Sportlehrerin der Mädchen, in die zweite Turnhalle hinüberzutragen. Ich taxierte meine mir noch verbleibende Zeit auf eine bis zwei Minuten und rannte hinaus in die nasse Kälte. Um die Schuhe nicht unnötig zu verdrecken, sprang ich wie ein Känguru über die Pfützen hinweg, patschte aber manchmal doch mitten in eine Wasserlache hinein. In regendurchweichten Schuhen drückte ich der Sportlehrerin die Platte in die Hände, faselte in Lichtgeschwindigkeit, dass diese wegzuschließen sei, und fand mich, während ich noch redete, bereits wieder auf dem Rückweg. Ich schaffte alles innerhalb der zwei Minuten, die mir bis zur Einwechslung blieben, doch jetzt ging die Hektik erst richtig los!

Tobias, einer aus der Nachbarklasse, tobte sich während meiner Abwesenheit am Volleyballnetz aus und fummelte jedem seiner Mitspieler dazwischen, sodass er von Güngür kurzerhand weggeschupst wurde und so unglücklich fiel, dass er mit dem Fußknöchel umknickte. Als ich ihn sah, wand er sich bereits winselnd am Boden.

„Los Karsten“, rief der Sportlehrer krebsrot und fuchtelte wild mit den Händen, „geh zu Thomas, äh Frau Thomas, und lass einen Krankenwagen rufen!“

Wie ein Blitz jagte ich ins Schulsekretariat. Dort erhielt ich gleich meinen nächsten Befehl: den Hausmeister zu finden, den Torschlüssel zu erbitten und die große Schuleinfahrt für den Krankenwagen zu öffnen. Als dann der Verletzte jammernd auf einer Trage liegend in dem roten Auto verschwand und mit Blaulicht ins Krankenhaus verfrachtet wurde, hatte ich erstaunlicherweise richtig gute Laune. Erstens konnte ich Tobias sowieso nicht leiden, und zweitens hatte unsere Klasse das Volleyballspiel gewonnen. Okay, offiziell wurde es abgebrochen, aber die „Cäsaren“ hatten geführt, und es war ja nicht unser Problem, wenn sich die „Doras“ gegenseitig foulten. Wir hatten gewonnen!

„Endlich ist die Woche ´rum“, unterhielt ich mich mit Tina und schloss die Tür zum Klassenraum auf, denn wir beide waren die ersten.

„Ja, für dich vielleicht. Du hast ja auch ´ne zwei in Mathe geschrieben. Ich nicht.“ Sie sagte es, ohne neidisch wirken zu wollen, hinter ihrer Fassade kochte es aber. Dabei versuchte ich drei Stunden lang am Tag vor der Arbeit, ihr die Sinus-, Kosinus- und Tangens-Funktionen beizubringen. Ohne Erfolg. War das nun meine Schuld? Von meinen Gedanken kam mir jedoch nichts über die Lippen. Um des lieben Friedens willen.

Die folgende Mathematikstunde, in der die Klausur noch mal besprochen wurde, zählte für mich schon halb zum Wochenende. Während alle um mich herum mehr oder minder verzweifelt ihre Punkte zusammenzählten, ob es nicht doch noch für eine Vier reichte, kramte ich in meinen übrigen Schulheften und erkannte, dass sich die Hausarbeiten bei mir auf exakt Null beliefen.

„Hört mal bitte zu. Hausarbeit ist die Berichtigung der Arbeit. Bei Fünfen und Sechsen Unterschrift.“ Die Lehrerin Frau Krotkie – eine heiße Braut mit blonden Locken und hautengen Klamotten, leider Mathematikfan und in ihrer Art sehr unterkühlt – erhob sich von ihrem Stuhl,

stolzierte in Stöckelschuhen um das Pult herum und lehnte sich an die vordere Tischkante. „So, ich habe drei Nachrichten für euch, zwei gute, eine schlechte. Erstens, die letzte Stunde fällt heute wegen der Lehrerkonferenz aus. Zwei...“

„Das wissen wir schon seit Mittwoch“, murmelten Stimmen in der Klasse.

„Zweitens: Herr Schmall holt die ausgefallene Englischstunde am Mittwochfrüh nach. Ihr seid also um acht Uhr hier, hat das jeder gehört? Gut!“ Sie setzte ihr allwissendes Lächeln auf und zeigte strahlend weiße Zähne, umrahmt von blutroten Lippen. „Nun zum Letzten. Ihr packt jetzt eure Sachen und zieht die Jacken an, aber ihr bleibt sitzen. Alles Weitere erfahrt ihr gleich.“

Krotkie schaute vorne auf ihre Armbanduhr, zog ihren rotweißen Windbreaker über, und der Countdown war zu Ende: Die Sirenen der Schule begannen zu dröhnen – Feuersalarm! Und obwohl unsere ganzen Vorbereitungen nur darauf hindeuten konnten, dass es sich um eine Übung handelte, breitete sich wie eine Kettenreaktion Panik unter den Mädchen aus. Nur Angelika, unsere maskuline Lesbe, blieb cool. Tanjas Speckbauch wabbelte hingegen nur so vor Aufregung.

„Alle Taschen bleiben hier!“, brüllte Frau Krotkie, dann versagten ihr die Stimmbänder. Wie eine Büffelherde stampften wir hinaus in den Schulflur. Durch Handzeichen erfuhr ich, dass wir uns auf dem Hof sammeln sollten. Bei dem Gewühle und Geschubse im Treppenhaus konnte man aber schon froh sein, wenn man überhaupt lebend unten ankam.

Eine zähflüssige Masse aus Köpfen und regenbogenbunten Haarfarben wälzte sich die Stufen zum Schulhof hinunter. Martina hatte sich bis zu mir durchgekämpft, und ich hielt sie an der Hand, sodass wir uns nicht verloren. Und dann ging es weder vorwärts noch rückwärts. Wahrscheinlich machten sich unten am Ausgang welche einen Jux daraus, mitten in den Flügeltüren stehen zu bleiben. Nach dem Gebrülle eines Lehrers ging es dann langsam, aber wenigstens konstant weiter. Aber auch das störte einige. Sie drängelten, schubsten, drückten und rissen mir Martina von der Hand.

Das ist zu viel, sagte ich mir. Warum einen Brand legen, die Leute sterben doch schon auf der Treppe, obwohl jeder weiß, dass das nur eine Übung ist!

Ich kletterte auf das Treppengeländer und hangelte mich hoch zurück in die erste Etage. Der Klassenraum stand offen, und es wäre ein Leichtes gewesen, die Taschen nach Geld zu durchsuchen, aber ehrlich

währt am längsten. Nach ein paar Minuten begab ich mich zurück in den Flur, der jetzt fast leer war. Überall lagen Cola-Dosen, Taschentücher, sogar Schuhe herum, und dazwischen eine Putzfrau, die fast weinte, weil sie die Aufgänge von neuem putzen musste.

Auf dem Schulhof war ein Gewühl an Menschen, die versuchten, sich nach Klassen zu ordnen. Zum Glück hielt sich der Regen in Grenzen. Aus dem nicht zu unserer Schule gehörenden rechten Gebäudeflügel, einer Sonderschule, starrten dutzende Köpfe mit unterbelichteten Gesichtsausdrücken auf uns herunter.

„Warum kommst du jetzt erst?“, keifte mich die Mathelehrerin an.

„Ich hab `nen Feuerlöscher gesucht, weil ich dachte, das Lehrerzimmer brennt.“

Krotkie fand das nicht lustig.

Die Sirenen wurden abgeschaltet, und der Direktor mit Regenschirm in Begleitung zweier Typen in grauen Trenchcoats besuchte kurz alle Klassengruppen auf dem Hof.

„Gab es Komplikationen, Frau Krotkie?“, fragte der Rektor idiotisch grinsend nach.

„Nein“, war die Antwort. Iwo! Dass wir uns fast gegenseitig tottrampelten und die Hälfte der Notausgänge abgeschlossen war, hielten anscheinend alle für normal.

Ich merkte Tina an, dass sie sauer auf mich war. Sie warf mir vor, sie allein gelassen zu haben. Erst wollte ich erwidern, dass ich kein Babysitter bin, hielt dann aber zum Glück meinen Mund. Meine ganze Überredungskunst kramte ich hervor, schmeichelte ihr und versprach, morgen das Kino und die anderen kleinen Annehmlichkeiten zu begleiten. An sich wollte ich das so oder so machen, setzte aber ein ernstes Gesicht auf, damit sie nicht noch mehr forderte.

Wieder versöhnt, liefen wir dann lachend hoch in unseren Klassenraum 17, schnappten unsere Taschen und strichen das Wort „Schule“ bis Montagfrüh aus unserem Vokabular.

Martina und ich traten genau in dem Moment vor das Schultor, als es aufhörte zu regnen, trotz dunkler Wolken, die sich am Himmel ballten. Wir verabschiedeten uns, gaben uns aber wie gewöhnlich vor der Schule keinen Abschiedskuss, weil Tina es nicht mochte, vor den anderen Schülern, die aus dem Tor strömten, herum zu poussieren, und sie fand es auch lächerlich und angeberisch, wenn sie andere dabei beobachtete. Sie musste in die entgegengesetzte Richtung, und so zwinkerten wir uns nur diskret zu.

An der Ecke des Schulgebäudes wartete Stephan. Er hatte einen ähnlichen Heimweg wie ich, und wir liefen oft zusammen bis zur Hermannstraße, wo er dann in die U-Bahn stieg, während ich den restlichen Kilometer allein nach Hause ging. Heute musste ich jedoch einen Umweg zum Supermarkt einschlagen, um mir ein Fertiggericht zu kaufen, denn zu Hause blieb die Küche kalt. Chefkoch Mutter traf sich mit einer alten Freundin am Ku´damm.

„Was machst du am Wochenende?“, stellte ich Stephan eine Frage, zu der ich die Antwort gleich selbst gab. „Ich wette, du rennst wieder in die Disko, stimmt ´s?“

„Na logisch!“ Er pustete blauen Dunst aus seinen Wangen und tippte sich die Asche von der Zigarette. „Nur vom Feinsten. Wat kann ich dafür, dass du mit zwee linken Beenen auf die Welt gekommen bist und in keinen Schuppen ´ringelassen wirst.“

„Spinner!“

Er lachte und fing dann übergangslos an zu husten.

„Hast du die Teerbrocken gesehen, die aus deiner Lunge geflogen sind?“, verarschte ich ihn.

„Ach halt´s Maul! Hast du auch gestern die Chart-Show geglotzt?“

Ich nickte.

„Erinnerst du dich an die Eine mit dem gelben Einteiler? Wow, haben mir die Ohren geschlackert.“

„Ja, die sah ziemlich geil aus.“

„Vom Feinsten! Nur vom Feinsten“, keuchte Stephan und steigerte sich in den nächsten kurzen Hustenanfall hinein. „Oder die mit der rauhen Stimme. War das eine Granate. Nur vom Feinsten!“

„Ja, ja, ich weiß, du stehst auf Lungenkrebs.“

„Ach halt´s Maul. Bist ja nur neidisch, weil ich nicht so feige bin wie du. Mit 18 höre ich sowieso auf. Dann werde ich gerade mal fünf Jahre geraucht haben. Ist doch nicht viel.“

„Wetten, dass du es nicht schaffst aufzuhören?“

„Na und wenn schon. Dann kratz ich halt mit 20 ab. Aber ich habe dann wenigstens immer vom Feinsten gelebt.“

Ich musste lachen.

„Alter, du quatschst schon wie so ´n Papi.“

„Soll ich dich adoptieren?“

„Ja, geile Idee. Dann kannst du mir den ganzen Tag mit deinen Vorhaltungen auf den Sack gehen!“

Jetzt mussten wir beide lachen. Stephan warf seine angerauchte Zigarette in eine Pfütze, wir klatschten unsere Handflächen aneinander, und er lief die Stufen zur U-Bahnstation „Leinestraße“ hinunter, einer kleinen Seitenstraße, die von der vierspurigen kilometerlangen Hermannstraße abging.

Ein bisschen gelangweilt ohne Gesprächspartner, latschte ich weiter bis zum Supermarkt und stürzte mich dort sofort auf einen Einkaufswagen, der meine schwere Schultasche huckepack nehmen durfte. Im Zickzack kurvte ich um das vielfältige Nahrungsangebot herum, um Werbeaufsteller und Holzpaletten mit preisreduzierter Ware. Fast hätte ich eine Oma umgefahren, erreichte dann aber, ohne größeren Schaden anzurichten, die Kühltruhen mit den Fertiggerichten. So recht gefiel mir die Auswahl nicht. Ich schaute mich weiter um. Als meine Augen dann die argentinischen Steaks an der Fleischtheke erspähten, war die Wahl getroffen. Mit Bratkartoffeln, Zwiebeln, Mais und einer Chilisaucen konnten Steaks zu einer Droge werden.

Mein Mittagessen war gesichert, und da alles viel mehr Geld kostete, als ich eigentlich ausgeben sollte, machte es keinen Unterschied mehr, ob noch eine Zeitschrift dazukam oder nicht. Zur Auswahl standen „Sport-Revue“, eine Bodybuilder-Zeitschrift (bei der ich vor dem Spiegel ins Träumen geriet), „Cinema“, mit Berichten über aktuelle Kinofilme, und „Bravo“, dem Jugendnachrichtenmagazin schlechthin. Nach genauer Abwägung aller Aspekte kristallisierte sich die Kinozeitschrift heraus. Kleine Vorfriede auf mein Rendezvous mit Tina am nächsten Abend.

Mein erster Blick, als ich die Wohnung aufgeschlossen hatte, zielte auf die Quecksilbersäule des Thermometers im Flur: elf Grad Celsius! Mutterns Sparsamkeit hatte sie alle Heizungen ausdrehen lassen. Es war saukalt. Bevor meine Zähne im Takt anfangen zu klappern, drehte ich schnell das Thermostat auf volle Leistung.

Die klammen Finger arbeitete ich mir an den Kartoffeln und Zwiebeln warm, die ich schälte und in Scheiben schnitt und dann in der Pfanne einer Totalbräunung unterzog. Als letztes briet ich das Steak scharf an.

Um mir die Sinne in der verbrauchten Küche nicht zu vernebeln, schob ich die Balkontür einen Spalt auf und schlüpfte kurz hinaus an die frische Luft. Endlich begann es zu schneien, was die Meteorologen schon seit Tagen vorausgesagt hatten. Häuserdächer, Baumkronen und die schwarzen Mülltonnen unten im Hof sahen aus wie mit Puderzucker gestäubt, nur die Pfützen auf dem Boden schafften es noch, die herab rieselnden Flocken sofort zu schmelzen. Laut Wetterbericht sollten die Temperaturen im Laufe des Tages unter Null sinken, und sobald der Boden gefroren war, würde auch dort der Schnee liegen bleiben.

Zurück in der warmen Küche schaufelte ich mir den Pfanneninhalte auf einen Teller und schnupperte heißhungrig an dem saftigen Steak. Aus der Schultasche kramte ich mir das „Cinema“-Magazin hervor und las während des Essens die Kritik zum Film „Der Smaragdwald“. Und schon purzelten mir Erinnerungen durch den Kopf.

Es war vor zirka zwei, drei Wochen an einem Sonntag in der Vorweihnachtszeit. Seit zehn Minuten lehnte ich an einer Kioskwand im U-Bahnhof „Hermannplatz“ und wartete auf Martina. Ein Zug fuhr ein, hunderte Menschen trampelten über den dreckigen Betonboden und ließen unbemerkt ihren Müll fallen. Ein bekanntes Gesicht näherte sich mir nicht. Ich wartete. Wieder hörte ich anschwellendes Grollen aus dem Gleisschacht, und eine gelbe Bahn raste in die Stationshalle. Erneut fehlte Tina. Der Zug war schon längst in dem schwarzen Loch am Ende des Bahnsteigs verschwunden, als mir plötzlich jemand auf die Schulter tippte.

„Ich bin mit dem Bus gekommen. Böse?“, lachte Tina fröhlich und gab mir einen Kuss. Erst wollte ich sie fragen, warum sie zu spät kam, doch ein Blick auf meine Uhr riet mir davon ab. Verabredet waren wir um 16 Uhr, und genau das zeigten der kleine und große Zeiger an. Ich war einfach viel zu früh gewesen.

„Hey, pünktlich wie die Maurer. Aber warum mit dem Bus? Vor deiner Haustür ist doch eine U-Bahnstation.“

„Die Haltestelle des 91er-Busses auch, und der kam gerade. Da nahm ich den natürlich.“

Ihre gute Laune war ansteckend, und ich legte meinen Arm um ihre Hüfte. Wir stiegen in den nächsten Zug ein und setzten uns ins Gespräch vertieft hin. Die Zugwaggons ratterten in den dunklen Tunnel hinein, und hinter den Abteilfenstern wurde es dunkel.

„Du, wollen wir ein Spiel machen?“, flüsterte Tina in mein Ohr.

„Hier? Was denn für eins? Blinde Kuh?“

„Quatsch! Wir raten die Berufe der Leute hier in der U-Bahn.“

„Na, dann fang mal an.“

„Okay. Also, der da, der an der Tür steht, mit den Lackschuhen und der Bügelfalte in der Hose, dem grauen Jackett und dem Aktenkoffer, der ist garantiert...“

„Bankkaufmann!“

„Blödsinn! Ein sizilianischer Mafiosi.“

„Wie bitte? Nein, dann schon eher ein schwuler Callboy.“

„Ja, das könnte auch sein. So, jetzt bist du an der Reihe.“

Ich schaute mich um. „Siehst du die Frau mit dem Mann da?“, fragte ich Tina.

„Wo?“

„Die, die da am Fenster sitzen.“

„Ich sehe kein Pärchen.“

„Das, wo sich die Frau mit dem Mann unterhält. Sie hat wunderschöne rote Lippen und tiefblaue Augen. Und der Typ, der ganz wild auf sie ist, legt gerade die Hand auf ihre rosa Hose.“

Wie ein Blitz wirbelte Tinas Kopf herum, und mit großen Augen starrte sie mich an. Dann fing sie an zu lachen und legte ihre Hand auf meine, die auf ihrer rosa Hose ruhte.

Nach 45 Minuten Fahrzeit stiegen wir am Wittenbergplatz aus und sahen noch auf dem Bahnhof ein Schild, auf dem stand: Weihnachtsmarkt, 200 Meter rechts. Wir machten uns auf den Weg.

Über dem Jahrmarkt schwebte ein Geruch von gebrannten Mandeln, kandierten Äpfeln und Lebkuchenherzen. An allen Ecken luden

Buden zum Naschen und Kaufen ein, gastierten Kinderchöre oder nahmen Weihnachtsmänner Wünsche entgegen. Die Zeit verrann wie Sand zwischen den Fingern. Wir hatten kaum die Hälfte gesehen, als wir uns auf den Rückweg vorbereiteten, was leichter gesagt war als getan, denn der Weihnachtsmarkt platzte aus allen Nähten. Nach Abzweigungen und Abkürzungen suchend, ließen wir uns erst einmal im Strom weiter-treiben. Während wir nur schleichend vorankamen, lief uns die Zeit al-lerdings davon. Ich wünschte mir schon Flügel statt Arme, als mich Tina plötzlich mit einem Ruck hinter eine Bratwurstbude zerrte.

„Das ist der einzige schnelle Weg“, rechtfertigte sie ihr Handeln, sich durch die Versorgungsgasse hinter den Jahrmarktständen zu schla-gen.

„Wenn man uns erwischt, kriegen wir Stress.“

„Na und. Verbote sind dazu da sie zu ignorieren.“

Überall hingen Schilder mit „Privat“, „Betreten verboten“ oder „Für Unbefugte Zutritt nicht gestattet“, von denen wir uns nicht weiter beeindrucken ließen. Bei dem Schild „Vorsicht bissiger Hund“ und blut-rünstigem Gebell hinter einer Campingwagentür schwand unsere Cool-ness allerdings kurzfristig.

Endlich gelangten wir auf eine Straße außerhalb des Jahrmarktes, irgendwo am Rand des Breitscheidplatzes, und rannten in Richtung Eu-ropa-Center, einem Geschäftshochhaus mit Shopping-Mall, neben der Gedächtnis-Kirche, in dem das Royal-Palast Kino lag. Angekommen im Center, jagten wir im Dauerlauf an poppigen Plattenläden, freakigen Boutiquen und zugestapelten Büchershops vorbei.

„Hier, über den Steg“, rief ich und zerrte Tina auf einen holzbe-plankten Weg, der über einen seichten, künstlichen Indoor-See neben dem Café Tiffany führte. Auf dem grünmarmorierten Teichgrund fun-kelten Geldmünzen, an manchen Stellen sprudelten kleine Fontänen aus der Wasseroberfläche, und große chrommetallene Seerosen „wuchsen“ am Uferrand des künstlichen Teichs. Ich zückte meine Geldbörse und imitierte einen Münzwurf in das kühle Nass.

„Was meinst du, ob es uns Glück bringen wird?“

„Bestimmt. Solange du noch genug Geld für die Kinokarten übrig hast.“

Und plötzlich standen wir vor einer Schlange mit zig dutzend Bei-nen. Und stellten uns hinten an. Wir lagen gut in der Zeit. Während ich vor der Kinokasse wartete, schaute sich Tina die Schaukästen mit den Filmwerbungen an. Nach der Hektik der vorangegangenen Minuten

kehrte nun die kribbelige Vorfreude zurück, und ich starrte versonnen auf Martinas Hinterteil.

„Hallo!“, piepste die KassiererIn, als ich am Anfang der Schlange angekommen war, und ich blickte einer jungen Frau in die Augen, die sich in ihrer winzigen Kassenbox zu Tode zu langweilen schien. Sie riss zwei fleischfarbene Eintrittskarten von ihrer Ticketrolle und schob sie lustlos im Austausch für einen 20 D-Mark-Schein zu mir hinüber. Vergeblich wartete ich auf Wechselgeld.

Tina wartete an der Treppe neben dem Kartenkontrolleur auf mich.

„Na, wieder geflirtet?!“, zischte sie und grinste mich gefährlich an.

„Ich? Mit wem?“ Anscheinend war Tina auf die Schlaftablette an KinokartenkassiererIn eifersüchtig. Unglaublich!

„Wir müssen uns beeilen“, sagte sie dann in normalem Tonfall und ließ es dabei bewenden.

Ich machte mich also bereit, mit ihr die Treppen zum Kinosaal hoch zu rennen, und dann plötzlich ... schaute sie sich seelenruhig die Snackbar an und suchte gezielt Knabberzeug aus.

„Komm, wir nehmen eine Cola, eine Fanta – die ist für dich – und das da!“ Tina hielt eine Chipstüte hoch und reichte sie der Tresenkraft, die alles in ihre Registrierkasse hämmerte. Als ob mir die Kasse die Zunge rausstreckte, spuckte die Maschine den Bon aus, und mich traf fast der Schlag: sechs Mark zwanzig! Wie eine Meisterdiebin entwendete mir Tina meine Geldbörse aus der Jackentasche und bezahlte alles.

„Finde ich nett, dass du so hilfsbereit bist.“ Doch meine Ironie perlte an ihr ab wie das Kondenswasser außen an unseren Getränkeflaschen.

„Wenn man jemanden liebt, gibt es doch nichts Schöneres, als dieser Person jeden Wunsch zu erfüllen, oder?“, hauchte sie mit laszivem Augenaufschlag. Langsam wurde Tina frech. Sie lächelte verschmitzt und reichte mir die Fanta.

Ich glaubte schon nicht mehr daran, doch wir schafften es ohne weitere Komplikationen oder Verzögerungen, in die Fantasiewelt des „Smaragdwaldes“ einzutauchen. Die Story handelte von einem achtjährigen Jungen, der von Amazonasindianern in Brasilien verschleppt wurde. Sein Vater, Ingenieur eines Staudamms im Dschungelgebiet, suchte fortan aktiv nach seinem Jungen und fand ihn schließlich zehn Jahre später tief im Wald bei seinen Entführern. Sein Sohn, ein inzwischen hoch angesehenes Mitglied im Stammesverband, machte allerdings keinerlei Anstalten, seinem „Ur-Vater“ in dessen „tote Welt“ zu folgen. Betrübt verließ der Vater den Eingeborenenstamm der „Unsichtbaren“, wie diese

sich selbst nannten, mit der Gewissheit, dass sein Sohn zumindest glücklich war. Moralische Läuterung trieb den Vater dann am Ende des Films dazu, sein Lebenswerk, den Staudamm, zu zerstören. Tolles Popcornkino mit fulminantem Happy-End.

Ganz so fulminant war mein Abend mit Tina jedoch nicht mehr. Ein bisschen Herumgeknutsche, aber dann war es leider auch schon Zeit, dass ich sie nach Hause bringen musste.

7 – Wer hat Angst vor dem schwarzen Mann?

Meine Zähne zerkauten den letzten Bissen vom Steak, und ich schob rülpsend den Teller in Richtung Tischmitte. Meine Finger blätterten zwar noch durch das Kinomagazin, aber mein Geist nahm die Fotos und Schriftblöcke kaum mehr wahr, denn ich dachte fieberhaft nach. Ich grübelte, wie ich den Nachmittag ohne größere Langeweile über die Runden bringen konnte. Es dauerte nicht lange, da kam mir die zündende Idee. Ich knallte die Zeitschrift auf den Tisch und gab damit das Startsignal für den Beginn der Weihnachtseinkäufe in diesem Jahr. Nicht dass ich bereits ungeduldige Vorfreude auf die Adventszeit verspürt hätte, aber ausfallen lassen ging ja auch nicht – und außerdem schneite es.

Entschlossen sprang ich vom Stuhl auf, lief in mein Zimmer und zerschmetterte dort mit einem faustgroßen Bergkristall mein Sparschwein. Vorsichtig sammelte ich die Münzen aus den Scherben und wollte gerade meine Jacke überziehen, als ich plötzlich: „Was ist das denn?!“, laut zu mir selbst sagte. Am Flurspiegel klebte ein Notizzettel. Solche Zettel verhießen meist nichts Gutes. *MÜLL RUNTERBRINGEN*, stand dort in schwarzen Großbuchstaben auf weißem Papier.

Versteckt in einer Ecke der Küche entdeckte ich drei volle Papiertüten und ein halbes dutzend Glasflaschen. Nur leider kein Behältnis, worin ich das Glas zu den Mülltonnen transportieren konnte. Kurz gegrübelt, und ich erinnerte mich einer großen, grünen Tasche in der Speisekammer. Leider nur war das keine Plastiktüte, die ich einfach weg-schmeißen konnte, es sei denn, ich hätte das Verlangen verspürt, von meiner Mutter in naher Zukunft erschlagen zu werden. Und einfache Plastiktüten konnte ich nirgends entdecken, keine Ahnung, wo die nun

wieder verstaubt waren. Mir blieb scheinbar nichts anderes übrig, als nach Erfüllung des Auftrags die leere Tasche drei Stockwerke wieder nach oben schleppen zu müssen. Mitnehmen kam jedenfalls nicht in Frage, so hässlich wie die war. Was für eine unnötige Kraftverschwendung.

Eigentlich hätte ich schon längst weggewesen sein wollen, um mein Geld auszugeben, als mir endlich die geniale Idee kam. Mit schwarzem Lackstift schrieb ich meinen Nachnamen auf den robusten Stoff und die Mahnung: LIEGEN LASSEN! So konnte ich meine Tasche unten im Treppenhaus zwischendeponieren und sie nach meinen Einkäufen mit zurücknehmen. Keine doppelten Wege.

Es konnte also endlich losgehen. Jacke übergeworfen, in die Stiefel gesprungen, und mit einer Zeitverzögerung von nur zwei Minuten stand ich vor der Wohnungstür. Die Stufen nahm ich im Flug bis hinunter zur Kellertür, durch die man musste, um zum Hinterhof zu gelangen. Der Keller war überraschend ordentlich gefegt, und sogar die Beleuchtung funktionierte. Ganz im Gegensatz zu den Katakomben, die zu unserer alten Wohnung gehört hatten, bevor wir hierher gezogen sind. Was dort in den Kellerräumen einmal geschehen war, werde ich wohl nie vergessen.

Vor ungefähr fünf, sechs Jahren war es gewesen. Ein strenger, schneereicher Winter mit sibirischen Temperaturen ließ die Stadt erstarren. Ich – vielleicht acht oder neun – sollte Kartoffeln aus unserem Kellerverschlag hinauf holen. Wie jedem Kind jagte auch mir der Hauskeller, unterteilt in acht verschließbare Nischen, grauenhafte Angst ein, doch an jenem verhängnisvollen Nachmittag wollte ich mir selbst beweisen, dass ich kein Feigling war. Mit einem Beutel in der Hand rannte ich um die vielen Ecken der Kellerkatakomben, um es schnell hinter mich zu bringen. Über ein altes, verrostetes Fahrrad musste ich springen, kam vorbei an einem von Spinnen dick eingewebten kleinen Kohleofen und bahnte mir einen Weg durch achtlos abgelegte Altpapierstapel. Der Zahn der Zeit hatte hier wirklich exzessiv genagt.

Im Kellerverschlag angekommen, verschwanden die Kartoffeln in Windeseile in meinem Stoffbeutel, und ich hatte gerade das Vorhängeschloss wieder verriegelt, als plötzlich die gesamte Kellerbeleuchtung ausging! Ich erstarrte vor Schreck. Von weitem hörte ich Schritte, dann knallte die Kellertür zu. Jemand hatte auf den einzigen Lichtschalter hier

unten im Keller gedrückt – den vor der Treppe hinauf ins Erdgeschoss. Irgendwie musste ich im Stockdunklen nun dorthin zurückfinden.

Meine Knie wurden weich wie Wachs, und mein Magen verkrampfte sich zu einem stechenden Knoten. Die Sinne spielten verrückt; grüne und gelbe Sterne tanzten mir vor den Augen. Der Boden unter meinen Füßen schwankte. Ich glaubte, in ein tiefes Loch zu stürzen. Gleichgewichtslos torkelte ich gegen eine Wand. Lockerer Mörtel rieselte über meine Hand, was ich als Angriff von Killer-Ameisen missdeutete. Mein gellender Schrei zerriss die Stille. Mit einem riesigen Satz sprang ich von der Wand zurück. Doch der Gang maß nur wenig mehr als einhalb Meter, und ich prallte mit dem Rücken gegen die Mauer auf der gegenüberliegenden Seite. Wieder bröselte lockerer Putz von der Wand und mir in den Nacken. Ich war kurz vorm flennen!

Wie ein Blinder tastete ich mich an der Wand entlang und stolperte des Öfteren über illegal entsorgten Sperrmüll, den ich ja nur mit den Füßen wahrnehmen konnte. Nach Stunden, wie mir schien, erreichte ich endlich den breiten Hauptgang, der zum unteren Ende der Kellertreppe führte. Ununterbrochen sendete ich SOS-Signale in Form von Schreien aus. Rettung oder wenigstens Hilfe ließen jedoch auf sich warten. (Den Kartoffelsack hielt ich übrigens die ganze Zeit in den Händen, ohne mir dessen bewusst zu werden, aber vermutlich wären meine Finger auch viel zu verkrampft gewesen, um den Stoffbeutel einfach loszulassen.)

Plötzlich hörte ich, wie ein Schlüssel in einem Schloss drehte und knarrend öffnete sich die Kellertür am oberen Ende der Kellertreppe.

„Karsten! Ist alles in Ordnung?“

„Mama, Mama!“, schrie ich und rannte blindlings in einen scharfen Gegenstand, der mir die Wade verletzte. Nun brachen alle Dämme, und ich heulte richtig los. Neonlicht durchflutete endlich wieder den muffigen, schimmligen Keller. Meine Mutter hob mich vom Boden.

„Oh Gott, du blutest ja“, stellte sie fest. „Das müssen wir gut desinfizieren. Und dann wirst du dich erstmal von Kopf bis Fuß waschen. Du siehst ja aus wie ein Schornsteinfeger!“

Mit schnellen Schritten erklomm ich die steile Kellertreppe und verriegelte von außen wieder die Zugangstür. In meiner linken Hand schwang die grüne, leere Mülltasche. Stolz wegen meines genialen Einfalls faltete ich den Stoffbeutel zusammen und legte diesen mit der Schrift nach oben hinter die Haustür. Ich erprobte, ob Hereinkommenden die Tasche ins Auge fiel, und stellte fest, dass man diese nur sehen konnte, wenn man das Haus verließ. Von den Mietern hier im Haus kannte ich niemanden, der sich die Mühe machen würde, einen geflickten, hässlichen Plastikbeutel zu stehlen. Außerdem stand unser Name drauf. Guten Glaubens zog ich den Reißverschluss meines Parkas hoch und verließ das vierstöckige Miethaus Nummer 24a.

Der graue, konturlose Himmel produzierte weiterhin Schneeflocken, die weiß die Erde bedeckten. Auf der anderen Straßenseite versuchten Kinder, mit der noch spärlichen Pracht einen Schneemann am Rinnstein zu bauen. Und vor dem Zeitungskiosk pinkelte ein junger Schäferhund an ein frisch verschneites Fahrrad, während sein Herrchen mit der Kioskbesitzerin flirtete, die aus dem Verkaufsfenster zur Straße lehnte.

Ich setzte mich in Bewegung und stapfte frierend durch Schneeverwehungen der Hermannstraße entgegen, der nächstgrößeren Einkaufsstraße. Anlaufpunkt war ein Schreibwarenladen. Dort sollte das erste Geschenk ausgesucht werden, ein kleines, ledernes Telefonbüchlein. Auf dem Weg zu dem Laden haderte ich im Geiste noch über den Farbton des Einbandes. Auf keinen Fall sollte es ein Rot-Ton werden, das stand fest. So sah nämlich das alte Nummernregister meiner Mutter aus, das angefüllt war mit Namen, Zahlenreihen und Adressen, die entweder nicht mehr stimmten oder unwichtig geworden waren.

Ich betrat den Shop für Schul- und Bürobedarf und eine Türglocke kündigte mich an. Der Verkäufer, der zwei junge Damen bediente, nickte zur Begrüßung. Die weiblichen Wesen hatten sich in dicke, grelle Plüschjacken gehüllt, worin sie wie Teddybären aussahen. Keine von beiden nahm mich wahr oder drehte sich um. So wartete ich und begutachtete die Dekoration.

„Nein, nein. Haben Sie keine anderen Weihnachtskarten? Die sehen so 08/15 aus.“ Die rechte schob gelangweilt einen Stapel Briefkuverts zur Seite, die sie ausgiebig betrachtet hatte. Und ich stellte fest, dass ich die Stimme kannte. Es war Daniela, mit der ich zusammen die

Grundschulbank gedrückt hatte. Wer die Person neben ihr war, wusste ich nicht. Vielleicht eine Freundin, dachte ich mir.

„Andere Karten habe ich nicht, tut mir leid.“ Der dicke, bärtige Verkäufer hob seine massigen Schultern kurz an und ließ den Stapel Karten in einem Schubfach verschwinden. „Und was wünschen Sie?“, sprach er das zweite Mädchen an.

„Einen rosa Edding, bitte.“

Der dicke Typ verschwand hinter einem Vorhang, der den Geschäftsraum vom Lager trennte, und man hörte kurzzeitig nur sein asthmatisches Schnaufen, bis er wieder auftauchte. Das linke Mädchen suchte aus seiner Umhängetasche Geld heraus und bezahlte, als der Verkäufer einen schwarzen Lackstift mit rosa Kappe auf den Ladentisch legte.

„Soll ich es weihnachtlich einpacken?“, fragte der Bärtige und griff schon nach Geschenkpapier.

Das Mädchel schaute den Typen mit großen Augen an. Ganz offensichtlich fand sie es etwas absurd, einen so kleinen Stift in Geschenkpapier einpacken zu wollen. „Nein, nein, danke. Der ist für mich.“

Daniela und ihre Begleitung drehten sich um und gingen auf den Ausgang zu. Ich hatte mich kurz vorher unauffällig an die Wand zu einer Glasvitrine begeben. Interessiert schaute ich mir die große Vielfalt an ausgestellten Kugelschreibern an, ließ aber dabei die Personen im Raum nicht aus dem Auge, dank der blank gewienerten Glasflächen, die alles hervorragend widerspiegeln. Daniela verabschiedete sich höflich, während ihre Freundin mich von hinten musterte und meine ehemalige Schulkameradin auf mich aufmerksam machte. Dani legte schon ihre Hand auf die Türklinke, und ich hoffte, sie würde den Typen am Glaschrank völlig ignorieren.

„Hey, das gibt's ja nicht! Karsten? Wir haben uns ja eine Ewigkeit nicht mehr getroffen!“

Ich drehte mich zu Daniela um und tat den glücklich Erstaunten. Sie sah noch viel hübscher aus als in der Grundschule, wo wir ineinander verknallt waren. Doch deswegen versteckte ich mich nicht vor ihr. Der Grund lag vier Jahre zurück. Damals, als wir in die siebte Klasse versetzt wurden und in die Sekundarstufe wechselten, kamen wir nicht auf die gleiche Realschule. Wir trafen uns natürlich weiter, aber irgendwie war plötzlich alles ganz anders. Wir stritten uns fast bei jedem Wiedersehen, bis ich irgendwann die Nerven verlor und sie wegen eines banalen Grundes ohrfeigte. Seitdem hatte ich sie nie wieder gesehen, und

ich dachte, sie wäre mit ihren Eltern aus Neukölln oder Berlin weggezogen. Bis heute. Aber scheinbar war sie nicht nachtragend. Scheinbar.

„Hallo, Dani! Bin ja ganz von den Socken.“

„Na, ich erst! Siehst so blass aus.“

„Zu dünn angezogen wahrscheinlich“, stotterte ich verlegen.

Sie lachte herzlich, als ob keine schlechten Erinnerungen sie plagten. Ich lachte mit und fühlte mich ein wenig besser in meiner Haut.

„Das hier ist meine kleine Cousine Gabriela“, fuhr sie fort. Dani betonte die Größenangabe so sehr, dass ihre Verwandte sie kurz böse anschaute. Und obwohl Dani natürlich auf ihren Altersunterschied anspielte, war Gabriela auch ein paar Zentimeter kleiner. Was mein Blut aber viel mehr in Wallung brachte, war ihr Äußeres. Sie stand der Schönheit ihrer Cousine um nichts nach.

„Hallo Gabriela“, begrüßte ich sie und gab ihr die Hand.

„Hallo, aber Gabi reicht.“

„Wolltest du was kaufen?“, fragte mich Dani und strich sich durch ihr Haar. Beide hatten fast die gleiche Haarfarbe, eine ähnliche Frisur und an den Schläfen blond durchwirkte Strähnen. Man glaubte eher, zwei Schwestern vor sich zu haben, als nur näher Verwandte.

„Ach, hat sich schon erledigt“, stotterte ich und hatte das Telefonbüchlein total vergessen.

„Na, dann lass uns doch zusammen weiter shoppen gehen.“ Dani schaute ohne Widerspruch zu finden in die Runde und lotste Gabi und mich jeweils an eine Seite. Sie positionierte sich zwischen uns. Dani stand schon immer gern im Mittelpunkt.

Eine an der Ladentür angebrachte Glocke schellte zum Abschied, und wir traten hinaus auf die verschneite Hermannstraße. Daniela und Gabi schlugen die gleiche Richtung ein, die auch ich gewählt hätte, und mit hochgeschlagenen Krägen und den Kopf tief eingezogen, sodass die Ohren verdeckt waren, spazierten wir los über eine von Neuköllns großen Einkaufsstraßen. Wir quatschten über die Schule, die nervte, die Freizeit, die im Winter oft ganz schön langweilig wurde, über Hobbys, Eltern, Freundeskreis, über Macken anderer, Musik und Sport; kurz: über Gott und die Welt. Und plötzlich sah ich in Gabriela nicht mehr die Cousine meiner Grundschulfreundin, sondern eine Seelenverwandte. Ich war in Gabi bis über beide Ohren verknallt! Und aus den Blicken, die wir uns beide zuwarfen, las ich eine gleichartige Regung bei ihr. Spätestens in dem Moment musste Daniela die Situation gecheckt haben und räumte loyal, aber keineswegs eingeschnappt das Feld. Mit dem Vorwand, für

ihren Freund und sich einen Film kaufen zu wollen, verabschiedete sie sich in eine Videothek.

Wir schlenderten weiter, und meine heimliche Flamme wurde mir Schritt um Schritt vertrauter. Jetzt, wo ihre Cousine uns nicht mehr störte, blühte sie immer mehr auf und zeigte offen ihre Gefühle für mich. Ein Beispiel: Gabriela fing plötzlich an, in ihrer Handtasche zu wühlen, und kramte einen Regenschirm hervor. Auf meine Frage, warum sie den Schirm erst jetzt aufspanne, antwortete sie: „Dann hätten wir für einen von uns dreien keinen Platz gehabt, und es hätte mir sehr leidgetan, wärst du derjenige gewesen. So sind wir halt alle eingeschneit.“ Dicht aneinandergeschmiegt waren wir nun geschützt vor dem Schneegestöber, und ich legte meinen Arm um ihre Hüften.

„Woher kennst du eigentlich meine Cousine?“

„Daniela kenne ich schon seit der Grundschule. Ihre Eltern zogen damals - das müsstest du ja wissen - von Kreuzberg nach Neukölln. Sie kam in meine Klasse und saß dann neben mir. Doch wir waren beide zu schüchtern, um uns mal zu verabreden. Erst durch Serap - Serap war ihre Freundin und ihr Bruder Bilgin meiner - kamen wir uns beide auch außerhalb der Schule näher. Aber wir gingen nicht miteinander. Der Stein kam ins Rollen, als Serap und ihre Freundin Nilgün auf die Idee kamen, mit uns eine Tanzgruppe zu gründen. Alle waren begeistert, und als sechstes Mitglied holten wir einen Typen aus unserer Klasse in die Gruppe. Wir übten so ein paar Discotänze ein. Und irgendwann gingen Daniela und ich dann miteinander. Zur Abschlussfeier der sechsten Klassen traten wir ein letztes Mal als „The Dancers“ auf. Danach gingen wir alle auf verschiedene Schulen, die Gruppe löste sich auf, und ein paar Monate später war es auch mit Dani und mir aus. Das liegt jetzt alles über vier Jahre zurück. Heute sahen wir uns zum ersten Mal wieder.“

„Liebe auf den ersten Blick war es demnach ja nicht“, stellte Gabriela interessiert fest.

„Nein, das war es nicht. Trotzdem glaube ich, oder besser ich weiß es, dass es so was wirklich gibt.“ Ich schaute ihr tief in die Augen.

Fast die gesamte, festlich geschmückte Einkaufsstraße lag jetzt hinter uns, mit vollgestopften Weihnachtsfenstern und *besinnlicher* Adventsmusik. Bewusst bekam ich davon kaum etwas mit. Meine Augen waren nur auf die eine Person gerichtet. Gabi strahlte eine faszinierende Ausgeglichenheit aus, ohne dass es ihr an Witz oder Humor gefehlt hätte. Ein Wunder auf Erden.

„So. Leider muss ich jetzt Tschüss sagen“, sagte sie dann plötzlich und blieb vor einem unscheinbaren Hauseingang auf der Hermannstra-

ße stehen. „ Hab hier einen Termin beim Frauenarzt. Mach´s gut. Ich hoffe, wir sehen uns bald mal wieder – nicht erst in vier Jahren.“

„Hoffe ich auch. Wie kann man dich denn erreichen?“

„Bis Silvester wohne ich bei Dani, weil meine Eltern über Weihnachten verreist sind. Ab dann wieder in der Gropiusstadt. Ja, und Danis Eltern wohnen seit zwei Jahren in der Glasower Straße 20 oder 21, das kann ich mir nie merken. Ist eine rote Haustür.“

„Da wohne ich ja gar nicht weit entfernt. Hättest du denn am Sonntag Zeit? Wir könnten was gemeinsam unternehmen?“

Gabriela nickte. Sie wollte mir die Hand geben, doch ich zog sie zu mir und umarmte sie. Gabi sträubte sich nicht im Geringsten. Ich wollte gerade ansetzen, ihr zu sagen, dass ich mich auf Sonntag freue, aber sie hielt mir mit dem Finger den Mund zu. Sie wollte den Augenblick in Stille genießen. Dann verschwand sie stumm im Hauseingang des Arztes.

9 – London im Sommer

Von meiner Romanze in verschneiter Dämmerung noch ganz benommen, ließ ich mich gedankenverloren weiter auf dem Neuköllner Boulevard treiben. Meine Sinne kreisten nur um Gabi, bis ich mich plötzlich vor dem Kaufhaus Woolworth wiederfand. Erst jetzt erwachte ich aus meinen Tagträumen und schaute die 300 Meter Straße zum Hauseingang des Arztes zurück. Sie brachte vieles durcheinander, Gabriela, wie ein hereinbrechender Wirbelwind, den die Wetterfrösche nicht prophezeit hatten. Und nicht nur heute (vor zwei Stunden noch wollte ich den Nachmittag eigentlich mit Weihnachtseinkäufen gestalten), nein, auch für die Zukunft konnte diese Begegnung etwas in Gang setzen, wovon ich keine Ahnung hatte, wohin dies führen würde. Es galt, die Konsequenzen abzuwägen – und hier kam Martina ins Spiel. Doch klar nachzudenken, schaffte ich nicht. Leute rempelten mich an, Hunde kläfften, Kinder schrien, Lichtreklame flackerte hypnotisierend. Auf der Hermannstraße herrschte Rushhour. So schob ich alle Gedanken von mir fort und wühlte mich durch die umher eilenden Massen hinein in das kleine Kaufhaus.

Mit dem Durchschreiten der Eingangstür verdrängte ich alles, was mit Gabi oder Martina zu tun hatte, und bewunderte lieber die vielfältige Warenpräsentation in den vollgestopften Regalen. Es gab alles, was das Herz beehrte, von Kitsch bis Kunst, von Lachhaftem bis Luxus, und ich entschloss mich spontan, meine Weihnachtseinkäufe fortzusetzen. Für die weibliche Verwandtschaft wählte ich bunten Schönheitskrimskram aus und die Herren der Schöpfung würden unter dem Weihnachtsbaum Dinge wie Kugelschreiber oder Feuerzeuge finden. Bei manchen Gegenständen, die sich im Einkaufswagen stapelten, musste ich zwar zugeben, dass sie keine Ergebnisse stundenlangen Nachgrübelns waren (was diese oder jene Person wohl mochte oder nicht), aber bei der stattlichen Endsumme von über 50 D-Mark war das, denke ich mal, tolerierbar.

Halb gestresst, halb erleichtert, hakte ich die weihnachtlichen Besorgungen auf meinem imaginären Merktzettel ab und streifte nun zur eigenen Freude durch Woolworth. In der Musikabteilung stöberte ich durch Plattencover, spielte in der Medienecke an den neusten Fernsehern herum oder schmökerte mich im Bücherbereich durch die Auslagen. So stieß ich auch zufällig auf einen Reiseführer von *Baedeker*, und einem weiteren glücklichen Umstand war es zu verdanken, dass dieses Taschenbuch ausgerechnet über Londons Sehenswürdigkeiten berichtete: diese faszinierende Großstadt an der Themse, die ich selbst aus erster Hand ganz gut kannte.

Das Wetter konnte nicht besser sein, von Regenwolken oder dem klichschehaften Nebel war nichts zu sehen. Der fünf Tage dauernde Stadturlaub in der Metropole Großbritanniens war für mich ein Erlebnis von früh bis spät. Meine Mutter und ich wanderten stundenlang durch die Prachtstraßen der Stadt oder durch verschlafen-romantische Gassen, von Madame Tussaud bis zum Tower, und am Tag des Abflugs nach Berlin wäre ich am liebsten dort geblieben. Ich hatte mich an alles Neue gewöhnt, den Linksverkehr, die Sprache, kannte die Restaurants in der Nähe des Hotels, in denen man gut und preiswert essen konnte, und wusste, wo abends am Hyde Park noch was los war. Und deswegen schwor ich mir im Flugzeug, 10.000 Fuß über dem Kanal, dass ich London nicht für immer den Rücken gekehrt hatte. Nicht nur wegen der Sehenswürdigkeiten, von denen ich nicht mal die Hälfte vor meine Kame-ralinse bekam, sondern auch wegen der vielen Bekanntschaften, die ich

mit den unterschiedlichsten Menschen machte. Und zu all diesen guten Erinnerungen trug nicht zuletzt die Gastfreundschaft der Briten bei.

Gleich am Anreisetag machten wir uns auf, die nähere Umgebung zu erkunden. Das Hotel lag in einer Seitenstraße der verkehrsreichen Bayswater Road, 100 Meter vom Hyde Park entfernt. So hatte ich schon nach wenigen Schritten die Gelegenheit, die berühmten schwarzen Taxen zu bewundern und die typischen roten, schmalen Omnibusse. Nicht lange zögernd, sprangen wir auf die Plattform des 88er-Busses und ließen uns den schneidigen Fahrtwind für ein paar Haltestellen an der offenen Tür um die Ohren pusten. Als der Schaffner die Oxford Street ausrief, bezahlten wir rasch die Autobusreise und verbrachten den weiteren Vormittag in Souvenirgeschäften. Zum Mittagessen verputzten wir stil-echt ein dick belegtes Sandwich und statteten dann Madame Tussaud und ihren Wachsfiguren einen Besuch ab. Es gab kaum eine Persönlichkeit, die sich nicht als Puppenduplikat finden ließ – von Hitler bis Gandhi, von Heinrich VIII. bis zum französischen Revolutionär Robespierre. Aber auch Idole des 20. Jahrhunderts wurden nachmodelliert. Michael Jackson und David Bowie gaben sich ein Stelldichein, Joan Collins schaute ewig den Beatles am Klavier zu, und auch Dolly Dollar stand lebens-echt herum (angezogen, versteht sich). Als Vermittler zwischen Showbusiness und Politik lachte Schauspieler und Präsident Ronald Reagan seinem russischen Partner Gorbatschow kühl zu. Und die Königsfamilie positionierte sich konservativ rechts zum Papst Johannes Paul II..

Der zweite Urlaubstag begann so, wie der erste ausklang. Ich war todmüde, hungrig wie ein Bär, und ein brennendes Gefühl peinigte meine Fußsohlen. Eine kurze, eiskalte Dusche kurbelte dann den Kreislauf an, und ein echt englisches Frühstück, mit *bacon and eggs*, stellte meinen Magen zufrieden. Wieder topfit joggte ich den Vormittag über durch den Hyde Park oder legte mich neben meine Mutter in einen Liegestuhl, die auf den Grünflächen verteilt standen. Und dann ging es richtig los. Eine Stadtrundfahrt führte uns an den wichtigsten und interessantesten Orten Londons vorbei: am Parlament mit dem Glockenturm Big Ben, über den Piccadilly Circus und durch die Straße der Tinte, die Fleet Street. Und kaum hatten wir den Bus verlassen, stellten wir uns schon für die nächste Fahrt an – eine abendliche Pub-Tour. Bevor es an die *pints* und *half-pints* ging, bot man uns im ersten Pub ein Dinner, das unseren Gaumen die englische Küche näherbringen sollte. Danach stiegen wir in das nächtliche Kneipenleben der britischen Hauptstadt ein und besuchten bis eleven p. m. drei weitere exklusive bis extravagante Pubs.

Als ich am nächsten Morgen aufwachte, fühlte ich mich betäubt und matt. Jetzt könnte man denken, ich hatte einen Kater, aber nein, falsch gedacht, die wenigen Stunden Schlaf machten mir nur zu schaffen. Wie hätte ich auch besoffen werden können, man legte uns Jugendliche ja fast vollkommen aufs Trockene.

60 Minuten später, nach einem ausgedehnten Frühstück, reihte ich mich mit meiner Mutter in eine Schlange Wartender vor dem Hotel ein. Es ging auf die nächste Tour: Schloss Windsor. Auf der 35 Kilometer langen Fahrt überflutete uns unser Reiseleiter (Steckenpferd: Historie der britischen Inseln) mit einem Wortschwall geschichtlicher Daten. Zu fast jedem Mauerstein der ältesten noch bewohnten Burg der Welt erzählte er uns eine Anekdote. (In den fünf Stunden hörte ich mehr historische Namen, als ich wahrscheinlich Hirnzellen hatte.) Dann, um 13 Uhr, verabschiedete sich unser Reiseführer mit englischer Höflichkeit. Kurze Ruhepause für die Ohren. Um 13:05 Uhr fuhr aber schon ein anderer, moderner Doppeldeckerbus vor, und ein spindeldürrer Tour-Guide, engagiert für die Weiterfahrt nach Greenwich, lotste uns armrudernd in das Fahrzeug. Auch sein Wissensrepertoire konnte sich mit einem tausendseitigen Lexikon messen. Durch den langen Anfahrtsweg fand er genügend Zeit uns über die Geschichte des alten königlichen Observatoriums zu informieren. So lange, bis wir das in eine verträumte, grüne Landschaft eingebettete Gebäude mit eigenen Augen bewundern konnten. Natürlich gehörte auch die Markierung des Meridians dazu, dessen Wichtigkeit er für die maritime Wissenschaft zu betonen nicht vergaß. Nach einem Abstecher ins Seefahrtsmuseum rundete dann eine Flussfahrt auf der Themse den Ausflug ab. An der Waterloo-Bridge vor Kleopatras Nadel verließen wir das Schiff und liefen unserem Bezirk Bayswater entgegen.

Auch am Donnerstag blieb Ausschlafen nur ein Traum. Wir mussten früh aus den Federn, denn wir hatten viel vor, aber keinen blassen Schimmer, wie wir das bewältigen wollten. (Um die Ereignisse zu verstehen, drehen wir die Zeit um viele Jahre zurück, okay? Also, 1970: Bei einem Freundschaftstreffen der Internationalen Polizeiorganisation IPA in Berlin freundeten sich meine damals noch nicht geschiedenen Eltern mit dem Polizistenehepaar Crichton aus London an. 1973: Alex und Christin Crichton besuchten meine Familie für drei Tage und übernachteten in unserem Gästezimmer. 1974: Der Polizist Alex Crichton wurde Pensionär und erwarb im Londoner Außenbezirk Chesham einen ländlichen Pub. 1975: Meine Eltern besuchten ein Jahr vor ihrer Trennung das Ehepaar zum letzten Mal.) Und nun wollte meine Mutter die beiden wiedersehen und das gebührend begießen. Nur hatten wir keine Ah-

nung, welche Verkehrsanbindung nach Chesham bestand. Die Pub-Besitzer wussten nichts von unserem Aufenthalt in London, es sollte ja eine Überraschung werden, und konnten uns so auch nicht abholen. Aber mit flinker englischer Zunge und keinerlei Hemmung, jeden anzusprechen, fanden wir uns eine Stunde später in dem kleinen Vorort wieder. Auch hier lebten scheinbar nur freundliche und hilfsbereite Menschen, und umso trinkfester die Person aussah, die meine Mutter auf der Straße mit „Excuse me“ ansprach, umso genauer wurde uns der Weg zum Pub „The Griffin“ beschrieben. Gespannt betraten wir wenig später das Wirtshaus, und ehe ich noch „Hello“ sagen konnte, erkannten sich meine Mutter, Alex und Christin wieder und fielen sich jauchzend um den Hals. Ein lebhaftes Gespräch entbrannte in der noch leeren Gaststätte, und wir löschten unsere Kehlen mit Drinks aus der hauseigenen Bar. Während die Drei auf alte Erinnerungen anstießen, schloss ich mit dem Schäferhund und den zwei Katzen Freundschaft und ließ mir von ihnen das gesamte Haus zeigen. Dass es an dem Tag noch sehr spät wurde, bedarf wohl keiner Erklärung.

Der fünfte Tag war gekommen: der Tag des Abschieds. Wir packten schon früh die Koffer, um die verbleibende Zeit bis zur Fahrt zum Flughafen richtig auszunutzen. Zum letzten Mal spazierten wir den Queens Way entlang, schnupperten englische Luft im Hyde Park und um 20 Uhr hob dann unser Flieger nach Hause ab.

10 – Erkannt!

„Möchten Sie dieses Buch kaufen?“

Jäh riss mich eine weibliche Stimme aus meinen Tagträumen. Noch immer hielten meine Finger das Taschenbuch mit dem Glockenturm Big Ben auf dem Cover fest.

„Warum?“, entgegnete ich begriffsstutzig und drehte mich zu der jungen Dame hin. Sie zog die Augenbrauen hoch und lächelte, als wollte sie sagen: *Tut mir leid, dich hier anzumotzen, aber ich muss es tun.* Hinter ihr stand eine ältere Verkäuferin, die mit grimmigen, faltigen Augen wie ein Luchs alles genau beobachtete.

„Warum!?“ , schaltete sich die Frau im Hintergrund nun ein, drängte die junge, hübsche grob zur Seite und keifte mir direkt ins Gesicht. „Wir sind ein Kaufhaus und kein Lesesaal! Entweder man kauft oder man geht.“

Daraufhin krallte sie sich die junge Dame, zog sie zu sich an die Brust und blökte: „So müssen sie das machen. Wenn Sie das nicht können, schicke ich Sie gleich wieder nach Hause. – Das sowas überhaupt eingestellt wird!“

Doch die Angegriffene ging nicht auf mich los. Ihr Lächeln verschwand jäh vom Mund, und blutroter Zorn kochte in ihr hoch. Sie ging verbal auf die Verkäuferin los.

„Schreien Sie mich nicht noch mal so an! Ich bin weder ein kleines Schulmädchen noch ihre Tochter und erst recht kein abgerichtetes Hündchen. Und noch was: Auf die Stelle hier kann ich verzichten. Ich habe es nicht nötig, mich von Ihnen anmachen zu lassen, Sie blöde Kuh! Auf Wiedersehen. – Ach, bevor ich es vergesse, Sie können mich mal ... kreuzweise!“ Und mit großen, energischen Schritten verschwand die junge Dame im Käuferstrom.

„Gibt es denn das, die dumme Göre wagt es, mich zu beleidigen! Das gibt eine Anzeige!“, brüllte die Furie. Ihre Augen verengten sich zu rasiermesserscharfen Schlitzen, und an den Mundwinkeln bildete sich weißlicher Speichelschaum. Obwohl die Frau weder groß noch kräftig gebaut war, hatte sie den Teufel im Leib.

„Aber warte mal, dich kenne ich doch!“, wandte sie sich plötzlich wieder mir zu. „Dein Gesicht habe ich schon mal gesehen. Und ich habe es in schlechter Erinnerung!“ Sie überlegte kurz. „Natürlich, jetzt weiß ich es wieder. Du warst das, letzten Sommer mit dem Geschirr gewesen ... die tausend Scherben ... das warst du!“ Ihr Zeigefinger versuchte meine Schulter zu durchbohren. Drei oder vier Mal ließ ich mir das gefallen, dann schlug ich verärgert ihren Arm zur Seite.

„Frau Kretschmer, es reicht!“, donnerte plötzlich ein Mann los, der hinter der Amokläuferin auftauchte. „Was soll das hier?“

Die Verkäuferin bemerkte, dass sie zu weit gegangen war, und wurde leichenblass. „Aber Herr Geschäftsführer...“, versuchte sie sich zu verteidigen, doch der großgewachsene, hagere Mann mit nadelfein gewirbeltem Oberlippenbart kannte kein Pardon. Er packte seine Angestellte unter dem Arm und schleifte sie davon. Noch von weitem vernahm ich ihr Zetern und Betteln, das aber auf taube Ohren zu stoßen schien.

Das war knapp, keuchte ich und wischte mir mit dem Jackenärmel den Schweiß von der Stirn. Die Verkäuferin hatte sich tatsächlich an den Vorfall erinnert. „*Du warst das letzten Sommer gewesen ... die vielen Scherben!*“ Dabei war das nur das i-Tüpfelchen der Katastrophe gewesen...

Über Berlin brütete damals der Sommer. Keine Windböe wallte die stehende Luft auf oder raschelte durch die dörrenden Blätter der dürstenden Straßenbäume. Der heißeste Monat in diesem Jahr ließ die Menschen dahinvegetieren, bis nur noch Schweißpfützen von ihnen übrig waren. Man konnte den Eindruck gewinnen, dass Petrus eine Glasglocke über die Stadt gestülpt hatte, die alles Kühlende abschirmte, nur nicht die sengenden Sonnenstrahlen. Und wie in jedem Sommer um diese Zeit waren Schulferien und die Stadt halbleer. Nur wenn nötig, begab man sich während der Mittagshitze auf die Straße. Man hielt Siesta an Eis-Buden, zu Hause in der Badewanne, im Park oder in Freibädern. Ich persönlich wählte die letzte Möglichkeit. Das Freibad „Culle“ zwischen Columbiadamm und dem Militärflughafen Tempelhof wurde mein ständiger Aufenthaltsort, und ich flirtete dort aus Spaß mit einer Halbtalienerin namens Talia, die meist genauso oft kam wie ich. (Ich ging zwar schon damals mit Martina, doch die segelte mit ihren Eltern übers Mittelmeer.)

Talia fragte mich jedenfalls eines Tages, ob ich ihr nicht bei einem Modeeinkauf beratend zur Seite stehen könnte. Nichts lieber als das, dachte ich, und begleitete sie nach einem Schwimmbadbesuch zu Woolworth in die Hermannstraße. Wir schlenderten kreuz und quer durch die Abteilungen, guckten hier, staunten da, bis Talia plötzlich einen Freudenschrei ausstieß und aus einer Wühlkiste eine kurze, modische Hose für sich herauszog.

„Die muss ich anprobieren!“, jauchzte mein Feriendate und verschwand mit dem gelben Kleidungsstück in einer Umkleidekabine. Kurze Zeit später schob sie den Vorhang wieder auf und präsentierte mir das Höschen, das jetzt ihre Taille schmückte. Über dem Arm hing ihr dünner Strandrock.

„Nee du, der gefällt mir nicht! Kannst du so nett sein und den Rock wieder zurückhängen?“ Unschuldig lächelnd reichte sie mir ihr ehemaliges Kleidungsstück.

Und ihre Finger wurden immer länger. Als Nächstes probierte sie teure Sandalen an, schob ihre alten Latschen unter den Hocker und stol-

zierte weiter. Das Problem war, dass das brünette Girl nicht klaute, weil ihr das nötige Kleingeld fehlte.

„Nein. Ich liebe diesen Nervenkitzel. Andere Menschen machen Fallschirmspringen. Mein Hobby ist weniger aufwendig und viel, viel billiger!“

Als ich dann ironisch fragte, ob sie etwa auf ein neues Oberteil verzichten wolle, antwortete sie ernsthaft: „Heute ja. Ich will es nicht übertreiben. Außerdem nehme ich nur mit, was ich im Moment gebrauchen kann, und gerade gestern habe ich mir erst ein Sonnentop eingetauscht.“ Talia benutzte nie die Worte klauen oder stehlen.

„So etwas tue ich nicht. Ich nehme nicht nur, ich gebe ja auch. So weit es sich machen lässt, bleibt immer ein anderer Gegenstand zurück. Der Ladenbesitzer hat somit keinen materiellen Verlust.“

Talia bereitete es keine Mühe, ihr Äußeres binnen einer halben Stunde völlig neu zu gestalten. Ihr Instinkt, behauptete sie, sagte ihr immer hundertprozentig genau, wann und wo sie zugreifen konnte, ohne eine Gefahr einzugehen. Doch irgendwie schien sie sich an diesem Tag nicht völlig unter Kontrolle zu haben. Plötzlich setzte sie ihren „Einkauf“ doch fort und wurde immer leichtsinniger. Achtete sie anfangs darauf, beim Tauschen unbeobachtet zu bleiben, wechselte sie bald sogar vor den Augen der Beschäftigten Uhren, Ohrringe und Haarspangen. Für mich war es eigentlich nur noch eine Frage der Zeit, wann ihr Glück aufgebraucht war und sie mit Pauken und Trompeten aufflog. Und dann wäre ich zwangsläufig auch in die Mühlen der Justiz geraten.

„Okay Süße“, flüsterte ich ihr ins Ohr, „du hast mir jetzt ausgiebig genug deine Kunst gezeigt, und du hast ja selbst gesagt, man soll es nie übertreiben. Wenn du so weitermachst, kann Woolworth gleich wegen Warenmangels schließen. Für heute reicht es.“

„Ist das ´n Befehl?“, zwinkerte sie mir lächelnd zu. „Dann muss ich mich wohl fügen. Lass ich eben meine Händchen für heute ruhen.“

Ich atmete erleichtert auf. Leider meinte sie das Gesagte anders, als ich es verstand. Sie bezog das Ruhenlassen der Hände nur auf ihre. Ich hatte nun schließlich lange genug einer Meisterin in diesem Fach über die Schulter schauen dürfen, und sie fand es an der Zeit, dass ich eine kleine Prüfung ablegen solle, ob ich denn auch was gelernt hatte. Als Zielobjekt deutete sie auf einen Lippenstift der Marke Chicago und wünschte mir Hals- und Beinbruch. Dann verschwand sie hinter der nächsten Ecke.

Und was machte ich Idiot???

Um nicht als Feigling dazustehen, stibitzte ich den Stift aus dem Regal! Und glaubte tatsächlich auch noch, dass ich es ganz unauffällig angestellt hatte. Mitnichten. Belanglos schaute ich mich um und wollte mich gerade mit der Beute in der Hosentasche aus dem Staub machen, als ich im Augenwinkel eine Hand registrierte, die mir an den Kragen wollte. Instinktiv fiel ich ein paar Schritte nach vorne und ließ die Männerhand, die wahrscheinlich dem Kaufhausdetektiv gehörte, ins Leere greifen. Meine Beinmuskeln begannen zu arbeiten, und ich rannte konfus dem Ausgang entgegen. Mein Kopf war leer. Dafür schlug mein Herz wie wild. Ich konnte weder denken noch klar handeln, aber irgendwie steuerte mich mein Unterbewusstsein zu den Kassen. Zum Glück waren die offen, aber alle Durchgänge hoffnungslos mit Kunden und Einkaufswagen verstopft. Es gab nur einen Weg, um in die Ausgangszone zu gelangen, aber leider war dieser durch eine vollbeladene Warenpalette blockiert. Im Hürdensprung diese Barriere zu überwinden, hätte mir auf jeden Fall eine Medaille eingebracht, aber wahrscheinlicher auch einen Arm-, Bein- oder Genickbruch. Es musste noch eine andere Lösung geben. Und Fortuna hatte sie parat! Die, neben der Palette sich befindende, Rundfunkabteilung wurde gerade umgebaut, und in Folge des Platzmangels stellte man einen besonders großen und breiten Verpackungskarton eines Fernsehers direkt vor eine Kassenabsperrung. Die Glotze war direkt dafür geschaffen, als Sprungbrett in die Freiheit zu dienen. Und ich wagte den Versuch.

Mit riesigen Schritten spurtete ich auf das Gerät zu, stieß mich vom Boden ab und sprang über die alles blockierende Palette hinüber. Doch neben meinem Landplatz tauchten plötzlich zwei mannsgroße Schaufensterpuppen auf, die ich vorher in der Eile nicht wahrgenommen hatte, in preisreduzierten Trainingsanzügen. Mit akrobatischen Manövern wie Armrudern und wilden Verwindungen versuchte ich, die Kollision zu verhindern. Vergeblich! Die Figuren polterten in einen Warenberg gestapelter, gelber Tennisbälle, die jetzt durch die ganze Vorhalle kullerten und ich brach mir fast die Knöchel auf dem steinharten Fliesenboden.

Alle Flüche der Welt halfen nichts, ich musste wieder auf die Beine kommen. Zähne zusammenbeißend humpelte ich, so gut es ging, dem Ausgang entgegen. Meine ungewollt spektakuläre Einlage sorgte für mehr Aufmerksamkeit, als mir lieb war, aber ich hatte es fast geschafft.

Doch nun trat die Frau in Aktion, die mich viele Monate später in einem hysterischen Wutanfall wiedererkennen sollte. Ob sie es absichtlich tat oder mich nur nicht kommen sah, weiß ich nicht. Tatsache war jedenfalls, dass sie plötzlich auf den letzten Metern zwischen mir und

dem Ausgang mitten in meinem Fluchtweg auftauchte, mit einem bedenklich hohen Stapel Teller in den Armen. Wie ein Rammbock taumelte ich auf sie zu und leider veränderte auch die Verkäuferin ihre Position keinen Zentimeter. Rumms! Brutal stieß ich sie gegen eine Wand, und das Geschirr segelte nur so durch die Lüfte, bis es auf dem Steinfußboden zerschellte. Aber ich war endlich draußen und weg.

Verständlicherweise hielt ich es für ratsamer, nach diesem Ereignis Woolworth für eine Weile großräumig zu meiden.

Epilog: Ich sah die Meisterdiebin Talia an dem Tag nicht wieder und hielt auch in der Folgezeit im Freibad ohne Erfolg nach ihr Ausschau. Erst viel später, als schon Gras über die Sache gewachsen war, hörte ich von einem Freund, dass sie mit ihrer Familie zurück in ihre Heimat gegangen war. Das Diebesgut, was ich natürlich immer noch besaß, schenkte ich dann Martina zu ihrem 15. Geburtstag und erwähnte mit keiner Silbe die zerstörerische Vorgeschichte des Lippenstiftes.

11 - Die Ampeltragödie

Im fahlen gelben Licht einer Straßenlaterne versuchte ich, meine Armbanduhr zu lesen, und die Konstellation der verschieden langen Zeiger zueinander entsprach einer Uhrzeit um halb fünf. Fleißige Räumfahrzeuge befreiten den Bürgersteig kurzfristig von dem kontinuierlich rieselnden Schnee und schoben die weiße Pracht an den Straßenrändern zu kniehohen Hügeln zusammen. Neben so einem stand ich vor einer Ampel und wartete, dass sie für die vorbeibrausenden Fahrzeuge auf Rot sprang.

Hinter mir streute ein Hauswart den geräumten Bürgersteig mit Granulat. Auf die Idee, das kurze Stück Fußweg bis zur Ampelzone ebenfalls rutschfest zu machen, kam er leider nicht. Fiel wahrscheinlich nicht in seinen exakt umschriebenen Aufgabenbereich, und ob er mit seinem Granulat zukünftige Knochenbrüche hätte verhindern können, interessierte ihn nicht.

Ich wendete mich wieder um. Die Autos sahen immer noch kein Rot. Das dauerte mal wieder!

Abwechslung suchend, richtete ich meinen Blick gen Himmel. Dicke Flocken rieselten aus graublauen Wolken. Die verdeckte Sonne mochte schon längst untergegangen sein. Bald brach komplette Finsternis herein. Und mit der Nacht kam der Frost, der Eisblumen an die Fensterscheiben malte. Ich vergrub die Hände in den Hosentaschen und sprang von einem Bein aufs andere, als ob Gänsehaut wie Staub abzuschütteln ginge.

An meinem Handgelenk schaukelte die volle Woolworth-Tüte, die mir langsam schmerzhaft in die Haut schnitt. Ich war froh, fast alle Weihnachtseinkäufe geschafft zu haben. Mir fehlte zwar noch manches (wie das Telefonbüchlein, das ich wegen Daniela und Gabi vergaß zu kaufen), aber das konnte ich auch später noch besorgen.

Ich stand wieder still und beobachtete die Schneeflocken, wie sie in der Luft tanzten. Ich zitterte nicht mehr ganz so stark, dafür fingen meine Ohren an beißend zu schmerzen an. Der eiskalte Wind piekte wie tausend Nadeln.

„Verdammte Ampel, werd endlich grün!“, brabbelte ich vor mich hin und stieß wütend mit der Schuhspitze gegen den Lichtsignalmast. Die Autos brausten so schnell und dicht vorbei, dass es einem Selbstmordversuch gleichgekommen wäre die Straße zu überqueren. Doch dann begriff ich, warum ich so lange warten musste. Auf Augenhöhe des Mastes befand sich ein Signalknopf. Diesen musste man als Fußgänger erst drücken, wenn die Ampelfarbe umspringen sollte. Wütend boxte ich auf den Plastikschalter.

Hätte ich ja lange warten können, fluchte ich innerlich und hoffte, dass nun endlich etwas passierte. Die Bürgersteige auf beiden Seiten der stark befahrenen Hauptstraße waren kaum mehr belebt, nur ab und zu hasteten dick vermummte Personen durch den Schnee, wahrscheinlich ihrem Feierabend vor dem Fernseher entgegen. Oder es waren Hundebesitzer mit verdrießlicher Miene, die über den verschneiten Asphalt schlichen, vermutlich weil „der blöde Köter schon wieder pissen musste!“. Ansonsten wagten sich nur die vor die Haustür, die es absolut nicht vermeiden konnten – oder die, die den Winter schön fanden, so wie ich. Das waren nur wenige.

Die Autos und ein paar verrückte Motorradfahrer röhren weiter über die schlidderige Fahrbahn. Ich schaute auf meine Uhr. Eine ziemlich sinnlose Handlung, die vor allem meine Genervtheit ausdrücken sollte, da ich ja wusste, wie spät es war.

Um 18:00 Uhr würde mein Leichtathletik-Training beginnen. Im Winter (der kalendarisch noch nicht mal Einzug gehalten hatte) fanden

unsere Übungseinheiten in einer Turnhalle statt. Draußen wurde nur der Konditionslauf durchgeführt, der 30 bis 60 Minuten dauerte. Da wir den Lauf in der Hasenheide absolvierten, einem um diese Zeit einsamen und dunklen Park, sollten wir als Gruppe eigentlich immer zusammenbleiben. Deswegen sah der Trainer es auch nicht gern, kam einer seiner Schützlinge zu spät. Aber selbst wenn alle pünktlich kamen und gleichzeitig losliefen, war es schwierig, als Gruppe zusammenzubleiben. Jeder bevorzugte beim Laufen ein anderes Tempo, und so verloren wir oft schon nach ein, zwei Kilometern Sichtkontakt.

Plötzlich bremsten alle Autos abrupt ab. Die motorisierte Blechlawine kam zum Stehen. Endlich konnte ich die Straße überqueren! Die Fußgängerampel sprang auf Grün. Den kurzen Moment des Triumphs genießend, trottete ich stolz über den Damm. Kaum hatte ich auf dem anderen Bordstein Fuß gefasst, schloss sich die Schneise wieder, und der Verkehr rollte weiter.

Ich lief geradeaus in die Selchowerstraße hinein, und mit jedem Schritt wurde der lästige Motorenlärm leiser. Es war eine kleine, enge Nebenstraße, in der sich Fuchs und Hase gute Nacht sagten – und Polizisten und Dealer Hallo. Doch daran dachte ich im Moment gar nicht.

Mir wurde aus einem andern Grund mulmig.

12 – Vom Himmel in die Hölle

Die Toreinfahrt passte in die Gegend wie das Messer in einen Toten. Die eine Seite des großen Holztores war ausgehangen und verrottete an der unverputzten Einfahrtswand. Die andere Hälfte baumelte windschief und lose am untersten Scharnier. In der Mitte der Fläche waren mehrere verkohlte Bretter aufgenagelt, die wahrscheinlich ein Loch verdecken sollten. Es sah alles ziemlich marode und abschreckend aus. Doch irgendetwas faszinierte mich an dieser Toreinfahrt. Irgendwas zog mich magisch an.

Wahrscheinlich wollte ich nur meinen Mut erproben und mir beweisen, dass es keinen Ort in meinem Kiez gab, in den ich mich nicht getraut hätte. Die alte, verfallene Einfahrt deutete auf viele Hinterhöfe hin. Eine Mietkaserne wie zu „Kaisers Zeiten“.

Ein Daumendruck auf den rot leuchtenden Lichtschalter und im Durchgang ergoss eine schirmlose Glühbirne an der hohen Decke ihre 100 Watt Leistung. Trotzdem fiel kaum Helligkeit in die Einfahrt. Man konnte gerade noch die grob behauenen Pflastersteine erkennen, beziehungsweise die Schlaglöcher, wenn sie fehlten. Und überall war Hundescheiße. Es sah widerlich aus. Und es stank. Doch kurz darauf entdeckte ich eine noch viel größere Dimension des Ekels, einen Müllberg im Hinterhof von monumentalen Ausmaßen.

Der höchste Punkt überstieg bestimmt das Vierfache meiner Körpergröße. Die Bewohner mussten ihren Abfall einfach aus den Fenstern geschüttet haben. Damit sind jedoch nicht nur Küchenabfälle gemeint, sondern auch Fahrräder, Heizlüfter oder ganze Fernseher. Aber das Grauenhafteste: der Berg lebte! Überall krochen schwarze, nagetierähnliche Viecher durch den Haufen. Wie Würmer sich in tote Tiere bohren, suchten die Ratten in ihrem Bau nach Nahrung. Und sie beschränkten sich nicht nur auf den Müllberg, auch in Mauernischen, kaputten Abflussrohren und sogar in den Fluren der Hinterhäuser trieben sie ihr Unwesen.

Noch schaffte ich das mulmige Gefühl in meinem Magen zu ignorieren. Meine Angst hielt sich in Grenzen. So eilte ich schnellen Schrittes quer über den Hinterhof, zur nächsten Toreinfahrt.

Die Durchfahrt in den zweiten Hinterhof war in einem noch schlechteren Zustand als die vorangegangene. Nicht nur der Putz blätterte von den Wänden, ganze Mauerteile lagen zertrümmert auf dem Boden. Durch ein Loch in der Wand konnte man in einen dahinterliegenden Raum sehen, mit zerstörten Möbeln und aufgeschlitzten Matratzen.

Plötzlich stand ich im Finsternen. Die Glühbirne der Straßeneinfahrt war erloschen. Wie ein Blinder tastete ich mich mit den Füßen vorwärts. Ich hielt mich ungefähr in der Mitte des Tunnels, denn zur Wand hin stapelte sich der Sperrmüll. Zum zweiten Mal wallte Unbehagen in mir hoch, noch stärker und länger als zuvor.

Es war gar nicht so leicht, meine fluchtbereiten Beine unter Kontrolle zu behalten. Bald würde die Panik wieder abebben, redete ich mir ein, würde die Kurvenspitze der Angst überschritten sein. Ich versuchte quasi, meine innere Unruhe kleinzureden, was nicht funktionierte. Ich lenkte mich nur ab, statt auf der Hut zu sein. Und dann passierte es!

Man hatte in den Boden eiserne Spurrinnen einzementiert, um Fahrzeugen das Passieren der engen Durchfahrt zu erleichtern. Und die wurden zu meinem Verhängnis. Ausgerechnet hier in der Dunkelheit

musste ich an einer herausgebrochenen Eisenplanke mit der Schuhsohle hängen bleiben und der Länge nach auf die Schnauze knallen. Kurioserweise dachte ich zuerst an meine Woolworth-Tüte, in der aber nichts kaputtging, und dann erst an meine Knie, Hände und Klamotten. Ärger verdrängte die Angst, und ich fluchte vor mich hin, obwohl ich eine reichliche Portion Glück im Unglück hatte. Überall in der Einfahrt lagen Scherben oder andere scharfe Gegenstände, nur dieser eine Fleck, wo ich mit den Händen aufkam, war einigermaßen sauber. Doch statt nun endlich umzukehren, humpelte ich weiter in den nächsten Hinterhof.

Autoteile und Gummireifen lagen hier verstreut auf dem Pflaster, die von einer demontierten Volkswagenkarosse in der Ecke stammten. Doch so unterschiedlich der Schrott in den drei Hinterhöfen auch war oder der Grad der Verwahrlosung, eines hatten die Höfe alle gemeinsam: totale Menschenleere.

Keine Seele war mir bisher begegnet, seit ich diesen verwinkelten Mietkasernenkomplex betreten hatte. Ich spazierte durch ein Totenviertel. Nur ab und zu fiel ein wenig Licht aus einem der vielen Fensterrahmen. In Berlin herrschte akute Wohnungsnot, in Neukölln stapelten sich die Obdachlosen vor den öffentlichen Toiletten, um eines der begehrten, warmen Nachtlager besetzen zu können, und hier gammelten dutzende Wohnungen vor sich hin. Das Wahrzeichen der Stadt, die Mauer, saß wie ein zu enger Ring um einen immer fetter werdenden Finger. Und die anschwellende Flut an Neuankömmlingen trug nicht zur Besserung des Problems bei.

Ich ignorierte das umfangreiche Ersatzteillager für Autozubehör und erkundete die nächste Durchfahrt und den daran anschließenden Hof. Auf eine Zustandsbeschreibung kann man getrost verzichten, denn im Wesentlichen wich auch hier nichts vom ruinösen Äußeren der vorangegangenen Höfe ab. Und genauso unverändert blieb die Einsamkeit, die mich umgab. Ich wagte mir gar nicht vorzustellen, wie trist und grau es hier wohl ohne die dünne, weiße Schneedecke erst aussehen musste.

Mittlerweile spürte ich keine Angst mehr. Überraschungen schienen hier nicht zu lauern, nur noch mehr Ödnis. So näherte ich mich arglos einem heruntergekommenen, leerstehenden Werkstattgebäude auf dem vierten Hinterhof, hinter dessen dicke Wände ich nicht schauen konnte.

Über dem Eingang, den man in größter Eile zugemauert hatte (und der mehr Fugen zwischen den ungleichen Ziegelsteinen aufwies als ein Schweizer Käse Löcher) hing ein Schild, auf dem in altdeutscher Schrift zu lesen stand: „OTTO GRAUTE - Möbelschreinerei - seit 1845 be-

währt“. Doch trotz der verbarrikadierten Eingangspforte konnten ungebetene Besucher wohl nicht auf Dauer ferngehalten werden, da der große Fensterrahmen an der Seitenfront herausgeschlagen und leer war. Das schützende Eisengitter vor dem Glas hatte jemand brachial aus dem Mauerwerk gestemmt und das verbogene Metall ordentlich nebendran an die Wand gestellt.

Erstaunlicherweise immer noch abenteuerlustig, stellte ich die Woolworth-Tüte sachte auf den frostigen Boden und näherte mich dem offenen Fensterrechteck. Es hatte aufgehört zu schneien, und kaltes Mondlicht, das durch die aufgerissene Wolkendecke schien, fiel in scharf umrissenen Strahlen in das Innere des Gebäudes und erweckte den Eindruck, ein Scheinwerfer schwebte am Himmel. Die dünne, weiße Schneedecke rundete alle harten Kanten ab und zauberte eine romantisch-morbide Friedlichkeit über die leerstehende Möbelschreinerei. Ich schaute hoch zum Firmament. Sterne leuchteten durch immer größer werdende Wolkenlücken. Dann stieg ich auf das niedrige Fensterbrett und verschwand in dem Gebäude. Warum ich das tat, kann ich mir selbst kaum mehr erklären. Aus irgendeinem Grund wollte ich mir wohl meinen Mut beweisen.

Ich hatte noch keinen Fuß auf die morschen Holzdielen gesetzt, da wusste ich bereits, als was die leer stehenden Räumlichkeiten mittlerweile genutzt wurden: bei mildereren Temperaturen als Penner-Asyl. Hunderte zerdrückte Bierdosen lagen herum und Scherben von dutzenden Whiskey-Flaschen. Tiefe Schrammen zogen sich über den Boden und rührten wohl vom Verschieben alter Werkzeugmaschinen her. Die Spuren verliefen bis zum zugemauerten Ausgang. Bei der Schließung der Fabrik hatte man ganze Arbeit geleistet und nur wenige Großgeräte zurück gelassen. Lediglich eine uralte, aber offensichtlich sehr robuste Werkbank erinnerte an produktivere Zeiten. Man hatte sie vermutlich wegen ihres enormen Gewichts zurückgelassen und weil sie hinter zu vielen Ecken und Säulen vor dem letzten Fenster stand. Trotz ihres Alters schien die Werkbank zu funktionieren. Fasziniert drehte ich an ein paar Hebeln herum und ahnte nicht, was sich hinter meinem Rücken abspielte, denn mit ungeheurer Wucht schlug plötzlich einen halben Meter neben mir etwas ein, dass die Werkbank nur so erbebt!

Und dann verlief alles für mich wie in Zeitlupe...

Ich zog meine Finger von der Arbeitsplatte zurück, auf der ich gerade meine Initialen in die Staubschicht schreiben wollte, und öffnete den Mund, um heiser aufzuschreien. In einer ewig dauernden Bewegung wirbelte ich mit dem Körper herum. Nur noch alle paar Sekunden

pumpte mein Herz eiskaltes Blut durch die Adern, dann aber mit einem Paukenschlag, als explodierte eine Bombe in meiner Brust. Ich war so geschockt, dass ich glaubte, die Zeit bliebe stehen. In Wirklichkeit kam ich schon nach zwei Atemzügen wieder zur Besinnung. Da erblickte ich die Gestalt vor dem Fensterrahmen. Sie war es gewesen. Sie hatte die Axt geschwungen, deren Metallblatt neben mir in dem brüchigen Holz klemmte. Eine Todesangst überkam mich, und ich schlug mit der Faust zu.

Mein Gegenüber war schneller. Die Gestalt bemerkte mein Ausholen schon im Ansatz (oder hatte solch eine Reaktion erwartet) und versuchte auszuweichen. Maximal die Kante eines Fingerknöchels streifte dessen Kinn, nichtsdestotrotz gab mein Gegner ein tiefes Stöhnen von sich. Die meiste Kraft des Schlages hatte sich in der Luft verloren, aber trotzdem taumelte die Gestalt entgegen meiner Erwartung zurück. Ich war darüber so verwundert, dass ich ganz vergaß, zum zweiten Hieb auszuholen. Plötzlich hob die Gestalt die Hände über den Kopf zum Zeichen des Friedens, und eine zittrige Stimme mit ausländischem Akzent krächzte durch die Finsternis.

„Okay, is gut. Hör auf, ja! Ich mach nix mehr, siehst du? War bloß Scherz eben, wollte dich nicht treffen. Oder sehe ich aus wie´n Mörder?“

Der Muskel, der mein Herz fest im Griff hatte, weil es mir sonst vor Schreck aus der Brust gesprungen wäre, ließ etwas locker, und auch die wachweichen Knie wurden wieder stabiler.

„Sag mal, bist du wahnsinnig?!“, brüllte ich geschockt. „Um ein Haar hättest du mir das Beil in den Rücken gekloppt! Und das soll ein Scherz sein? Ich hätte mich in der Dunkelheit bewegen können, das wäre kein bisschen aufgefallen, du Idiot. Ich werde dir jetzt die Fresse polieren, damit dir das ´ne Lehre ist!“ Meine Faust schwebte drohend in der Luft. Die Gestalt sollte nicht ahnen, dass ich gar nicht in der Verfassung war, diese Drohung in die Tat umzusetzen. Mein Nervenkostüm war im Eimer. Aber mitbekommen durfte mein irrer Gegner das nicht.

Ich wollte das Gesicht meines Gegners sehen und hoffte, an seiner Mimik ablesen zu können, was er als Nächstes vorhatte. Leider stand ich mitten im Mondlicht und versuchte, so gut es ging, mir die Gedanken auf meinem Gesicht nicht ablesen zu lassen, um nicht mit den eigenen Waffen geschlagen zu werden. Es galt also, die Position zu wechseln, ich im Dunklen, er im Hellen. Ich überlegte noch, wie ich das am besten bewerkstelligen konnte, ging jedoch schon ein paar Schritte auf ihn zu. Das fasste mein Gegner als Angriff auf. Blitzschnell zog er etwas metallisch Funkelndes aus der Hosentasche!

Was war das in seiner Hand? Ich konnte es nicht erkennen. Eine Waffe? Ein Messer? Plötzlich hörte ich schabende Geräusche. Eine kleine Stichflamme züngelte in der Dunkelheit auf. Der Ausländer hatte sein Feuerzeug gezogen. Aber warum? Was war der Sinn? Sollte ich sein ängstliches, unschuldiges Gesicht im Schein der Flamme sehen? Und Mitleid bekommen? Oder wollte er mich damit fernhalten?

„Ich tu´ dir schon nichts!“, herrschte ich ihn an. „Bist du eigentlich nicht ganz dicht in der Birne? Was willst du hier überhaupt? Fremde Leute mit ´nem Beil erschlagen?“

„Ich hab´ kein Angst!“, schlotterte der Typ mit starkem türkischem Akzent. Im Schein seiner Flamme erkannte ich, dass der Kerl mir gegenüber wahrscheinlich sogar noch ein paar Jahre jünger war als ich.

„Ja, ja, und warum schießt du dir gleich in die Hosen? Also noch mal: Was machst du hier? Müsstest du in deinem Alter nicht schon längst im Bett liegen?“

Er sagte nichts. Er ließ nur die Arme sinken, in der geballten Rechten das brennende Feuerzeug, bis die Flamme senkrecht nach oben züngelte. Ein kurzer, spitzer Schrei, und das Feuerzeug fiel auf den Boden. Er bückte sich, um es schnell aufzuheben, und als er wieder hochkam, hörte ich ein gepresstes Atmen, als ob er den Tränen nahe war. Jetzt tat mir der Junge fast leid.

„Nun fang´ nicht an zu flennen! Sage mir endlich, was du hier machst. Los, sonst ruf ich die Bullen!“ Was natürlich völliger Unsinn war. Ich wusste ja nicht mal, wo sich die nächste öffentliche Telefonzelle überhaupt befand.

„Meen Alter hat gesagt, isch soll Holz aus den Keller holen. Für ´n Ofen.“ Er schluchzte. „Da fand isch das Beil, und weil kaum Holz im Keller war, wollte ich Tisch hier kaputtmachen.“ Der Typ kramte ein Taschentuch aus seiner Jacke und schnaubte hinein.

„Das ist kein Tisch, das ist eine Werkbank!“

„Ja?“

Ich musste mich sehr zurückhalten, sonst hätte ich ihn schallend ausgelacht. „Die kannst du nicht einfach kleinhacken. Das ist richtig stabiles Holz. Da beißt du dir die Zähne aus.“

„Quatsch!“ Er umfasste mit beiden Händen das Beil, zerrte wie ein wilder an dem Griff, und als sich die verkeilte Axt endlich aus der Werkbank löste, wankte er so stark nach hinten, dass er fast durch die Fensterscheibe neben der Werkbank gestolpert wäre. Eine kleine Kerbe schmückte die Arbeitsfläche der Werkbank. Eine reife Leistung. Der Türke, von dem ich nicht mal den Namen kannte, schaute mich finster

an, als ob ich dafür konnte, dass das Beil so fest gesteckt hatte. Dann holte er mächtig aus. Mit schnellem Sprung brachte ich mich in Sicherheit. Alle Urgewalten schienen ihn zu durchströmen, und mit einem kraftvollen Schrei raste die Axt hernieder. Eigentlich hätte die Werkbank in der Mitte durchschlagen sein müssen – doch nur eine zweite, nicht sehr viel größere Kerbe schmückte die Arbeitsfläche.

„Ist das alles? Scheiße!“

Er war enttäuscht und sauer, dass ich recht behalten hatte.

„So wird das nie was“, griff ich helfend ein. „Was hältst du davon, wenn du die Schubfächer hier nimmst und daraus Kleinholz machst?“ Ich langte unter die Holzplatte, zog eine der drei untereinander angeordneten Laden heraus und legte sie auf die Werkbank. Dann nahm ich dem Jungen das Beil aus der Hand und schlug auf die Lade ein. Mit Erfolg. Splitter flogen umher. „Na, siehst du! Geht doch.“

„Uff!“, klang es teils überrascht, teils erfreut aus seinem Mund. „Lass mich machen. Ich mach!“ Und schon entriss er mir die kleine Axt und tat das, was ich ihm gezeigt hatte.

Der Bursche war nun vollauf damit beschäftigt, die Fächer klein-zuhacken, und ich hatte Zeit, mich daran zu erinnern, was mich in diese merkwürdige Situation hier stolpern ließ. Ehrlich gesagt wusste ich es nicht mehr. Dafür erinnerte ich mich an meine Woolworth-Tüte draußen auf dem Hof. Hoffentlich war sie immer noch da, dachte ich. Ich verließ den hackenden Türken, neben dem langsam ein kleiner Holzhaufen wuchs, und als ich zum letzten Mal sein Gesicht im fahlen Licht sah, leuchtete darin die Vorfreude, bald endlich mal ein Lob von seinem Vater zu bekommen.

Auf dem Hof war alles so, wie ich es ein paar Minuten zuvor zurückgelassen hatte, und da meine Abenteuerlust mehr als gestillt war, machte ich mich endlich auf den Weg nach Hause. Zeit wurde es jedenfalls.

13 – Liebesgeflüster

Meine knallrot erfrorenen Hände schafften es nicht, die Wohnungstür aufzuschließen. Im Treppenhaus war es zwar um einige Grade wärmer

als draußen auf der verschneiten Straße, aber die Finger blieben trotzdem steif und taub und tauten nur sehr langsam auf. Ich rieb sie eine Weile und stocherte dann erneut mit dem Schlüsselbart im Schloss herum – und als er endlich eingerastet war, ging die Tür plötzlich von alleine auf. Mit der Klinke in der Hand stand meine Mutter im Wohnungsflur.

„Du bist ja schon da!“, begrüßte ich sie. „Hab´ gedacht, du bist mit deiner Freundin aus Wessiland noch unterwegs. Sonst hätte ich geklingelt. Wie war es denn? Wo wart ihr gewesen?“

Den Schnee an den Schuhen hatte ich abgetrampelt und trat in den Flur hinein. Neugierig starrte meine Mutter die Woolworth-Tüte an. So beantwortete ich ihre Frage, noch bevor sie sie stellen konnte: „Bin für Knecht Ruprecht einkaufen gewesen.“

„Aha“, kam über ihre Lippen, mehr nicht. Sie wusste, dass meine Informationswilligkeit damit erschöpft sein würde. „Mit Ruth war es sehr schön. Wir haben uns ja so viel zu erzählen gehabt. Sie ist nur für ein paar Tage in der Stadt. Morgen treffen wir uns noch mal. Da wollen wir ´rüber nach Ost-Berlin. Ja und heute waren wir im Café Kranzler und im Europa-Center – einkaufen.“

„Also ein richtiger Kaffeeklatsch-Nachmittag“, sagte ich ironisch, „gut, dass ich nicht mitkommen musste“, doch meine Mutter hörte mir schon gar nicht mehr zu und verschwand in die Küche.

Mich hielt auch nichts mehr in dem schmalen, verwinkelten Flur, und ich warf meinen Winterparka samt Schal über den Garderobenhaken, bevor ich mit der Tüte in mein Zimmer trabte. Zwischen Schreibtisch (auf dem Schulbücher, Malzeug und Hausarbeiten einstaubten) und dem Metallregal mit der Musikanlage stand mein Bett. Den dicken Pullover zog ich aus und warf ihn auf die Tagesdecke. Ein halboffenes Oberhemd reichte mir, denn der Heizkörper glühte. Die Geschenketasche verstaute ich im Kleiderschrank, ließ den aber offen und schaltete erstmal das Radiodeck meiner Musikanlage an, mit dem Sender RIAS 2, der fetzigen Disco-Pop spielte. Jetzt fühlte ich mich wohl und ging zurück zum Kleiderschrank, um die Sporttasche für das Leichtathletik-Training zu packen.

Ohne angeklopft zu haben, stand plötzlich meine Mutter im Zimmer. „Mach die Musik mal leiser oder am besten ganz aus und komm dir dein Abendbrot machen.“

Das ließ ich mir nicht zweimal sagen und folgte ihr in die Küche. Es war noch ein bisschen von dem Rindersteak übrig, das ich mir mittags zubereitet hatte, allerdings roh. Ich ließ etwas Olivenöl in die Pfanne

laufen und suchte mir eine Scheibe Toast, die als geröstete Beilage dienen sollte. Nur eine Prise Knoblauch fehlte noch, etwas, das man aber leider vergeblich in der Küche suchte, denn meine Mutter hasste diese Knollen wie die Pest oder besser den Mundgeruch danach. Just in dem Moment vernahm mein Gehör das entfernte Klingeln eines Telefons, unseres Telefons, und ich verschwand unauffällig vom Herd – was meine Mutter ebenso wenig registrierte wie das Klingeln selbst, denn angestrengt durchforstete sie gerade die Post (die zu ihrem Leidwesen aus vielen Rechnungen bestand).

Mit einem: „Ja, bitte?“ hob ich den Hörer ab. Und wer war am anderen Ende der Leitung? Meine Herzensdame Martina.

„Hi, Schätzchen. Was gibt’s denn Dringendes? Lass mich raten, du rufst wegen morgen an.“ Ich ließ mich auf unserem ledernen Pouf im Wohnzimmer nieder, stellte den Telefonapparat auf meine Knie und lehnte mich mit dem Rücken an den niedrigen Rauchglastisch der Sitzgarnitur.

„Ja genau“, bestätigte sie. „Ich weiß zwar noch sehr genau, was wir Samstag alles machen wollen, nur wann und wo wir uns treffen, habe ich völlig vergessen. Hilf mir mal auf die Sprünge!“

„Äh ... kann es sein, dass wir noch gar nischt ausgemacht haben?“

„Würde mich nicht wundern.“

„Na, ist ja noch nicht zu spät“, sagte ich zu Martina. „Wollen wir mal überlegen: Um 15 Uhr beginnt der Kinofilm, und davor wollen wir bei McDonald’s was essen, Klamotten und Platten kaufen und über’n Ku’damm bummeln. Also, ich würde sagen, treffen wir uns um 10 am Hermannplatz.“

„Sag mal, bist du verrückt! Da muss ich ja am Samstag um 9 Uhr spätestens aufstehen“, brüllte Martina temperamentvoll durch den Hörer. „Also frühestens um 11!“

„Okay. 11 ist auch gut.“

„Tschuldige, Karsten, wollte gar nicht so laut werden. Was ist eigentlich mit Disco? Gehen wir später noch tanzen?“

„Bleibt alles so, wie besprochen. Aber das können wir morgen nach dem Kino planen.“ Denn plötzlich kam mir Gabi wie ein Blitz in den Sinn. Und der Kuss von ihr wie der dazugehörige Donner! Jetzt wusste ich, warum ich die ganze Zeit, während ich mit meinem Mädchen sprach, so ein bedrückendes Gefühl verspürte. Ich hatte ein schlechtes Gewissen. Wenn Martina von Gabi gewusst hätte, wäre der Teufel los gewesen. Verständlicherweise.

„Also, meine Süße, ich muss Schluss machen. Wir sehen uns morgen. Ich hab gleich Training. Tschüss, Schlaf gut.“

Dann legte ich auf und versuchte vorerst, Martina und Gabi zu vergessen.

14 – Je später der Abend, desto besser die Gäste

Ein kalter Schauer kroch über meinen Rücken, als ich die Haustür aufschob. Draußen regierte die Dunkelheit. Immer dicker werdende Flocken schwebten vom Himmel. Von weitem kläffte böse ein Hund. Und im schummrigen Licht grüner Straßenlaternen und bunter Deckenlampen, die aus Erdgeschosswohnungen schienen, machte ich mich auf den Weg, noch vor 18 Uhr in der Jahn-Sporthalle einzutrudeln.

Die Turnhalle, von meinem Zuhause ausschließlich per pedes zu erreichen, lag hinter vielen leeren Straßen und noch einsameren Wegen. Und wieder spürte ich diesen abenteuerlichen Reiz von Gefahr, der mein Gemüt anstachelte.

Ich näherte mich der Umzäunung des Militärflughafens Tempelhof, im amerikanischen Sektor von Berlin. Geleitet von einem Meer elektrischer Leuchtfeuer startete eine große Düsenmaschine und hob langsam und erhaben in den schneidenden Nachthimmel ab. An Bord waren keine Fluggäste, sondern Soldaten, denn das Flugzeug war mit Tarnfarbe angestrichen. Meine Finger verkrallten sich in den drei Meter hohen Maschendrahtzaun bei dem immer wieder faszinierendes Schauspiel, wenn kreischende Triebwerksmotoren Tonnen an Metall federleicht in die Luft hoben. Hoch über den winzigen Häusersilhouetten des Bezirks Tempelhof auf der anderen Seite des Flugfeldes verschwanden die blinkenden Signallampen des Fliegers in den Schneewolken. Ich bedauerte, keinen guten Fotoapparat zur Hand gehabt zu haben. Wäre sicher eine tolle Aufnahme geworden. So blieb mir nichts anderes übrig, als das faszinierende Motiv der startenden Maschine über Tempelhof als Schnappschuss in meinem Geiste zu archivieren.

Träumend, von einer super Spiegelreflexkamera (es war ja bald Weihnachten), richtete ich meine Schritte wieder Richtung Sporthalle aus. Der kürzeste Weg dorthin verlief neben einer verwaisten Kleingar-

tenkolonie und dem Stacheldrahtzaun des Militärflughafens entlang. Autos durften hier nicht fahren. Der Verbindungspfad nannte sich einfach nur Schwarzer Weg. Was heute allerdings nicht recht passte. Jedenfalls nicht für den verschneiten Weg. Ich konnte nicht damit rechnen, hier auf allzu viele Spaziergänger zu treffen. Eher auf Strauchdiebe und besoffene Penner. Aber selbst denen war es heute wahrscheinlich schon zu kalt.

Ein wenig gruselte es mich schon, hier so mutterseelenallein durch die verschneite Dunkelheit zu stapfen. Um mir ein wenig Abwechslung zu verschaffen, holte ich meinen Walkman aus der Jackentasche und hing mir die Kopfhörer um. Ein Knopfdruck, und Bruce Springsteen versetzte mich mit „Dancing In The Dark“ in musikalische Verzückung und passte situativ wie die Faust aufs Auge. Perfekter Rock, lupenrein, hochkarätig.

Ich tanzte und sprang umher, drehte mich wild um die eigene Achse, bis ich das Gleichgewicht verlor und in einer Schneewehe landete, trommelte rhythmisch mit der Hand auf meine Oberschenkel oder trampelte wie ein Schamane im Kreis herum. Ich war nicht mehr am Flughafen, nicht mehr in Berlin. Ich war auf einem seiner legendären Konzerte in New Jersey. Tausende Fans jubelten dem Boss zu, schwenkten Wunderkerzen, hissten Fahnen oder sangen mit. Und grellweiße Scheinwerfer machten die Nacht zum Tag.

Doch plötzlich wurde es um mich herum wieder dunkel. Die grellen Lichtkegel imaginärer Spotlights verwandelten sich zurück in die funzeligen Laternen, die an Holzmasten den Schwarzen Weg säumten. Ich erstarrte zu Stein. Nicht wegen des scharfen Windes, der mir die Schneeflocken ins Gesicht blies. Auch nicht, weil das Lied zu Ende gewesen wäre. Zehn Meter geradeaus, im blattlosen, mannshohen Gebüsch, funkelte etwas an mehreren Stellen in der Dunkelheit wie Sterne am Firmament. Ich riss die Kopfhörer von den Ohren und schaltete die Musik aus. Ganz deutlich vernahm ich ein Quietschen, das aus dem Buschwerk drang. Was konnte das sein? Ich hatte keine Ahnung. Wieder so ein Scherzkeks wie der Türke, der es toll fand, Fremde zu erschrecken?

Mit tastenden Schritten näherte ich mich, immer bereit zur Flucht, und die Anzahl der blinkenden Stellen stieg ins Unermessliche. Ebenso das unangenehme Quietschen. Und dann stand ich davor. Es war einoller, einfacher Einkaufswagen aus dem Supermarkt. Die Drahtgitterseite unter der Griffstange, die man aufklappen konnte, um mehrere Wagen ineinanderzuschieben, hing lose an einem verrosteten Scharnier, was bei

jeder Windböe das gruselige Quietschen verursachte. Drinnen im Drahtkorb löste sich auch das Geheimnis des Funkelns. Bruchstücke eines zersplitterten Spiegels waren daran schuld und die Scherben zerschlagener Schnapsflaschen.

Wer den Einkaufswagen dort im Busch entsorgt hatte oder welche Vorgeschichte der kaputte Spiegel besaß, ließ sich natürlich nicht mehr rekonstruieren. Ich hatte schon genug Zeit vertrödelt. Um noch pünktlich zum Training zu kommen, musste ich langsam einen Zahn zulegen.

Weiß wie ein Schneemann betrat ich den Umkleideraum der Jahn-Sporthalle und klopfte mir die Flocken von der Kleidung. Freitags ab 18 Uhr war die Halle für die Leichtathleten des NSF reserviert, die Neuköllner Sport-Freunde. Der Umkleideraum maß nicht viel mehr als mein Zimmer, aber bestimmt 30 Sportler drängten sich vor den Schränken und um die Umkleidebänke herum mit ihren großen Sporttaschen. Nach formloser Begrüßung meiner Kumpels in Armweite widmete ich mich dem Problem, einen Spind zu finden. Ich war nicht anspruchsvoll, aber auf ständigen Körperkontakt mit meinen Nachbarn hatte ich keinen Bock beim Umziehen. So musste ich warten, bis die ersten fertig waren und in die Sporthalle verschwanden.

Als mich nur noch eine Unterhose kleidete, betrat ein älterer Typ um 20 in schwarzer Motorradkleidung den Raum. Er nahm den Helm ab, schmiss seine wuchtige Sporttasche auf die eines anderen und drückte erst dem Trainer Fred die Hand und dann seinem Kumpel Didi.

„Mensch Clemens, altes Haus, mit dir habe ich gar nicht gerechnet! Seit wann kommst du freitags zum Training?“, begann Didi, der neunzehnjährige Schornsteinfegerlehrling, das Gespräch mit seinem Rockerfreund. „Was is´ los?“

„Fred hat mich erfolgreich *motiviert!*“

Didi schielte zum Trainer hinüber und fing an zu lachen. Auch Clemens tat humorvoll und tauschte seinerseits vielsagende Blicke mit dem Trainer aus. Dann stand Fred auf und verließ den Raum.

Der Rocker bemühte sich nun mit aller Kraft, seine Motorradstiefel von den Füßen zu bekommen. „Aber das ist nicht der Grund, warum ich hier bin.“

„Ach nee?! Und warum dann?“

„Mann, bist du neugierig! Weil ich Mittwoch keine Zeit hatte und Fred darauf bestand, dass ich mindestens drei Mal pro Woche trainiere vor den Wettkämpfen im Januar.“

„Was war denn Mittwoch los? Was gab es denn Wichtigeres als Training??“, heuchelte Didi mit falschem Lächeln.

„Ey, mach mich nicht wahnsinnig. Warum bist du nicht Bulle geworden, verhören kannst du ja sehr gut. Also: Ich bin Mittwoch nicht gekommen, weil ich mit Ramona und ihrer Sippe in Hamburg bei den Großeltern war. Ramonas Opi hatte seinen Achtzigsten, und wenn du jetzt nicht aufhörst, mich auszuquetschen, rei ich dir die Ohren ab!“

„Clemens, ich dachte wir sind beste Kumpels?“ Der Schornsteinfegelehrling amüsierte sich prächtig. Als Friedensangebot half er dem Rocker aus seinen Stiefeln. „Dir ist nämlich was Nettes entgangen am Mittwoch!“

Mittwoch war der einzige Tag in der Woche, an dem wir in der Sporthalle einer Schule trainierten. Unser Verein nutzte nur die obere Halle, denn der Gebäudekomplex war doppelstöckig. Eine Etage tiefer vermietete man die Turnhalle an eine Tischtennismannschaft, die ihr Training immer eine halbe Stunde vor uns beendete. Das heißt, außer uns war abends niemand mehr auf dem Schulgelände, abgesehen vom Hausmeister, der eine Dienstwohnung im Erdgeschoss der Oberschule bewohnte, aber uns Leichtathleten selten über den Weg lief. Man erzählte sich, dass der Typ in den Abendstunden gern einen über den Durst trank. Jedenfalls war üblicherweise die Schule ab nachmittags leer. Nur an diesem besagten Mittwoch nicht.

Schon aus einiger Entfernung war mir an diesem Abend klar geworden, dass das Training vermutlich anders ablaufen würde als sonst. Üblicherweise brannte in den Sporthallen die Deckenbeleuchtung, doch an diesem Tag drang aus den Klassenräumen des Schulgebäudes Licht, kein Licht jedoch aus unserer oberen Turnhalle. Ich schob das auf mein ziemlich frühes Erscheinen an diesem Tag. Normalerweise schallte aber auch das Schmettern von Pingpong-Bällen durch die in der Regel offenen Fensterluken bis auf die Straße. Zu hören waren jedoch Heavy-Metal-Musik und ein Stimmengewirr wie auf einem Bahnhof. Und jeder weitere Schritt warf neue Fragen auf.

Ich ging bis zum Haupteingang der Oberschule, der aus sechs Glastüren bestand, und blickte in den Schulflur. Schüler tanzten zu der

Musik, quatschten oder sofften, und manche taten sogar alles auf einmal. Und während sich diese Schüler prächtig amüsierten, wurde mir klar, dass dieses chaotische Treiben eine Schulfete sein sollte. Allein schon wegen der unzähligen knutschenden Pärchen konnte die Veranstaltung kaum etwas anderes sein. Da plötzlich entdeckte ich Marko. Er war aus meinem Verein und ein guter Freund von mir, was die Lage noch brisanter machte, denn eine Gruppe ziemlich mieser, finsterer Typen hatte ihn am Wickel.

Was sollte ich also anderes machen, als ihm zu helfen? Gleich hinter den Glastüren bildeten mehrere zusammengeschobene Schultische einen schmalen Gang, und auf den Tischen saßen die sechs Arschlöcher, die Marko umzingelt hatten. Marko war ein ziemlich gelassener und überlegt handelnder Achtzehnjähriger, doch wenn er richtig in Zorn geriet, konnte man ihn kaum noch bremsen. Aber gegen die sechs Typen hatte selbst er kaum eine Chance. Nichtsdestotrotz fing er an, rot zu sehen, als die Meute auf ihn einzubrüllen begann. Marko stand kurz vor der Explosion. Man wollte ihn nicht durchlassen, weil er keine Eintrittskarte für die Schulfete vorzeigen konnte, und beschimpfte ihn übel, da er es gewagt hatte, sich an der Schlange vor den Tischen einfach vorbei zu drängeln.

Das Gleiche tat ich nun auch. Ich zwängte mich an einer Schülertraube vorbei, in der alle brav warteten und ihre Tickets vorzeigten, um sich dann in den Trubel zu stürzen. Die sechs Typen mussten anscheinend viel Respekt bei ihren Mitschülern genossen haben, denn niemand traute sich, aus der Reihe zu tanzen. Marko war auf jeden Fall hocherfreut, mich zu sehen.

„Hey, Marko, was wollen die von dir?“

„Keine Ahnung. Die lassen mich nicht rein. Die wollen eine Eintrittskarte haben!“

Ich wendete mich an ein Arschloch und gab dem zu verstehen, dass er uns durchlassen solle. Dass wir von unserem Verein aus in der Sporthalle Leichtathletik trainierten. Ich biss auf Granit. Auf den Typen machte das nicht den geringsten Eindruck.

„Haut ab!“, sagte er bloß verächtlich, „hier ist kein Training. Und rein kommt ihr nur mit Karte!“

Die Arschlöcher hatten die Joker in der Hand. Wir waren klar die Unterlegenen, was bei einer Konfrontation die Arschlöcher trotzdem nicht abgehalten hätte, uns zusammenzuschlagen. Ich entschied, dass wir aus strategischen Gründen den Rückzug antraten, und schleifte Marko, unter erheblichem Widerstand seinerseits, nach draußen. Er

wollte weiter seine gedemütigte Ehre wieder herstellen und weiter gegen Mauern anrennen.

„Und jetzt? Sollen wir nach Hause gehen oder was?!“, fragte mich Marko verständnislos, als wir vor der Schule standen.

„Nein. Wir warten.“

„Auf was? Bis da drin die Fete zu Ende ist???“

„Nein!“ Manchmal war Marko echt keine Leuchte. „Wir warten auf die anderen.“

„Woher willst du wissen, dass die anderen nicht schon oben in der Sporthalle sind?“

„Weil erstens oben kein Licht brennt, zweitens es erst zehn vor sechs ist und drittens die Idioten da drinnen anders reagiert hätten, wären schon vor uns welche da gewesen.“

„Na ja, vielleicht fällt das Training wegen der Fete ja heute wirklich aus“, wandte Marko ein, und irgendwie hatte ich das Gefühl, dass er krampfhaft versuchte, mir etwas auszureden. Ich wusste bloß nicht genau was.

„Fred hatte davon letztes Mal nichts gesagt.“

„Fred ist auch nur ein Mensch. Vielleicht hat er es vergessen“, redete Marko weiter.

„Worauf willst du eigentlich hinaus? Hast du Schiss gekriegt?!“, fuhr ich ihn verärgert an. „Vielleicht hat er es vergessen – vielleicht aber auch nicht.“

Das waren die letzten Worte, die wir vorerst wechselten.

Keine zehn Minuten später waren alle Mittwochsathleten des NSF vor der Schule versammelt. Mit Ausnahme von Fred dem Trainer und Clemens. Die Lage sprach sich schnell herum. Alle waren der Meinung, das Training nicht ausfallen zu lassen, selbst wenn Fred nicht erscheinen sollte. Schon um den Arschlöchern einen Denkkettel zu verpassen. Und Didi, der Schornsteinfegerlehrling, wusste, was zu unternehmen war. Sein Plan überzeugte durch extreme Unkompliziertheit: Wir sollten einfach hineingehen und denen ein paar Dinger verpassen, sodass die nicht noch mal auf die Idee kommen würden, sich mit den Sportlern des NSF anzulegen. Mit dieser Lösung waren alle einverstanden, denn mittlerweile waren wir 18 Mann stark. Und damit drehte sich der Spieß um. Ein Arschloch gegen drei Athleten. Genau um 18 Uhr begannen wir also, siegessicher in den Kampf zu ziehen...

„Ja und weiter?“, fragte Clemens gespannt, der von Didi die Mittwochs-Story erzählt bekam.

„Wir sind natürlich hineingegangen, aber die Kinder, die auf den Tischen hockten, hatten sich alle schon verpisst. Die trommelten im Schulflur ihre Freunde zusammen, und als wir dann kamen, hatten sie ungefähr 25 beisammen. Wir stehen uns also Auge in Auge gegenüber“, lacht Didi, „da springt mich doch glatt so ´n Gorilla von Schüler an und will mich plattwalzen. Der Typ sah zwar aus wie Schwarzenegger, aber nach ein paar Schellen fing er fast an zu heulen. Und jetzt kommt der Hammer: Wir verprügelten die gerade so schön – und manche der Girlyes haben uns sogar angefeuert, ihre Macker fertigzumachen – als plötzlich zwei Bullen angeschissen kamen!“

„Die Polente, ach du Scheiße!“, prustete Clemens und schlug Didi lachend auf die Schulter. Ihn amüsierte die Geschichte köstlich. „Hatten die Kiddies Angst, ihr schlagt sie krankenhausreif?“

„Quatsch, die Schüler hatten die nicht gerufen. Was meinst du, wie bleich die wurden, als sie die Froschgrünen sahen! Und später stellte sich auch heraus, warum: Die hatten fast alle Haschzigaretten bei sich und einer noch ein paar geklaute Autoradios!“

Clemens lachte herzlich ab. „Haben die Bullen die Kiddies wenigstens gleich mitgenommen?“

„Nee, die hatten ja keine Ahnung. Die waren nur zufällig vorbeigeschlendert und hatten von draußen unsere Schlägerei gesehen. Die Kids schwitzten Blut und Wasser. Und dann wollten die Beamten auch noch die Lehreraufsicht sprechen!“ Didi lachte sich eine halbe Minute kaputt, bevor er weiter erzählen konnte. „Bloß der war blau wie ein Veilchen! Schade, dass die Bullen den Hausmeister nicht auch noch kennengelernt haben.“

Clemens fiel ins Gelächter seines Kumpels ein, und beide kippten fast von der Umkleidebank. „Du hättest die Bullen sehen müssen, wie die sich aufgeregt haben. Den Lehrer nahmen sie mit aufs Revier, und die Kiddies schmissen sie aus der Schule – mit dem Hasch und den Radios in der Tasche. Was meinst du, wie die geflitzt sind!“

Wieder einigermaßen beruhigt, fragte Clemens, woher Didi das mit den geklauten Radios und den Drogen wusste.

„Als die beiden Grünen alle aus der Schule jagten, sollten auch wir abhauen. Doch wir konnten denen klarmachen, dass wir in der Turnhalle Training hatten, vom NSF aus, da haben sie uns in Ruhe gelassen. Später kam dann ein Grüppchen Girlyes zurück zur Schule und bot uns ´n paar Joints an und ´n Autoradio.“

„Die Weiber hatten auch welche?“, fragte Clemens ungläubig nach.

„Klar! Die Kiddies müssen einen ganzen Parkplatz geknackt haben.“

Clemens erhob sich von der Parkbank und zog einen dicken Wollpullover über. Didi tat das Gleiche, denn auch er wollte sich im angrenzenden Jahn-Park warmlaufen gehen.

„Und, habt ihr ´n Autoradio abgenommen? Haben euch doch bestimmt ´nen guten Preis gemacht.“

„Nee, leider nicht. Ich wollte ja, hatte aber keine Kohle bei. Außerdem kam dann auch Fred. Er habe verpennt, sagte er.“

„Wie lange pennt der denn?“

„Ist ja auch egal. Ich will jedenfalls nächste Woche eins von den Mädels vor der Schule abfangen und mit der noch mal über das Radio sprechen.“

Sie waren beide fertig angezogen und gingen zur Umkleidetür, als Clemens sagte: „Dann frag sie mal, ob sie noch so ´n Teil für einen guten Freund von dir hätte!“

15 – Ich, der Athlet

Gedankenversunken hockte ich auf der abgenutzten Holzbank und spielte unbewusst an meiner Armbanduhr. Der grüne Umkleideraum mit den zwei Glühbirnen an der Decke und den braungrau gestrichenen Gittern vor dem Fenster beherbergte nur noch einen Athleten – mich. Alle anderen joggten zum Aufwärmen bereits durch den Jahn-Park. Doch das interessierte mich im Augenblick nicht. Ich erinnerte mich vage an ein Gedankenexperiment, das wir einmal im Physikunterricht diskutiert hatten: Entsteht ein Geräusch, wenn ein Stein auf den Boden fällt, aber niemand und nichts anwesend ist, um es zu registrieren? Die logische Antwort, die einem in den Sinn schießt, müsste erstmal bewiesen werden. Nur wie? Oder gibt es gar nichts zu beweisen? Liegt alles klar auf der Hand? Ist der ganze Gedanke Schwachsinn, weil er den Naturgesetzen widerspricht? Mein Hirn resignierte vor der Antwort. Und alles nur, weil mir eben gerade meine Armbanduhr aus der Hand fiel!

„Na, Karsten, was ist los?“

Fred lehnte mit verschränkten Armen am Türrahmen und beobachtete mich. Welche Meinung er wohl zu meinem paradoxen Problem gehabt hätte?

„Marko und Ralf sind heute nicht da. Weißt du, warum?“, fragte er mich stattdessen.

„Sind zur Skireise.“

„Stimmt. Habe ich mir doch sogar aufgeschrieben gehabt. Man wird alt.“ Er seufzte unüberhörbar. „Dann musst du heute allein deine Runde drehen. Die Großen sind schon weg.“

Die Großen? Hielt Fred mich für einen Liliput? Mit meinen einsfünfundsiebzig!

„Stört mich nicht im Geringsten.“

„Na, dann los!“

Der Jahn-Park (benannt nach Turnvater Jahn, der Ende des 19. Jahrhunderts in Neukölln den ersten Verein zur Leibesertüchtigung gegründet hatte) besaß eine hohe Ähnlichkeit mit dem Schwarzen Weg: Hier war es genauso düster, unheimlich, totenstill und leer. Tagsüber war das natürlich anders. Da quoll der Park über vor Leben, zu allen Jahreszeiten, und erst recht im Winter bei Schnee. Dann rodelten Kinder mit ihren Schlitten die Rixdorfer Höhe hinunter (einen 70 Meter hohen Trümmerberg aus Kriegsschutt), und die Erwachsenen spazierten durch die weiße Natur – zumeist mit einem Hund an der Leine, dem heimlichen Wappentier Berlins.

Mir kamen jedoch ganz andere Gedanken, als ich durch den kaum erhellten Park rannte. Vor drei Monaten bestritt ich meinen ersten Langstreckenwettkampf als Leichtathlet hier im Park. Und ich spürte wieder die gleiche große Lust, allen davonzulaufen. Leider gab es nur niemanden um mich herum. So dachte ich zurück an den Herbst und versuchte, mich noch einmal in die große Spannung hineinzusetzen, die mich damals erfüllte vor dem Wettkampf.

Draußen war das Wetter grau in grau.

„Zwölf Grad plus und vereinzelt Regenschauer“, gab der Wetterfrosch im Radio bekannt. Meine Wettkampfgruppe startete erst um 11:45 Uhr, ich hatte noch eine Stunde Zeit. Aufgeregt war ich. Ziemlich nervös.

Nie hatte ich so einen Langstreckenlauf bisher mitgemacht, mir es aber schon tausendmal gewünscht.

Was sollte ich also zu Hause herumsitzen? Der Jahn-Park, der als Austragungsort diente, lag zehn bis fünfzehn Minuten entfernt. Schnell in den Spiegel geschaut: Schuhe, Strümpfe, Hose, Pullover ... alles saß tipp topp.

Anfangs waren die Seiten- und Nebenstraßen wie ausgestorben, es war Sonntag, aber zum Wettkampfgelände hin kamen mir immer mehr durchgeschwitzte Kinder und Jugendliche entgegen, die wie blöde aufeinander einredeten.

„...und die letzten 100 Meter habe ich noch sechs überholt!“ – „Na ich bin Zwölfter geworden.“

„Da bist du ja fast so gut wie ich!“ Und so weiter und so fort.

Was hatte Herr Berg, mein Sportlehrer, bei der Besprechung gesagt? Dass sein roter VW-Golf an der Jahn-Eiche stehen wird. Dort sollten alle Athleten, die teilnahmen aus meiner Schule, hinkommen. Leider standen mindestens 15 Autos am Eingang zum Park auf engstem Raum kreuz und quer und locker das Zehnfache an Menschen. Ganz hinten am Ende fand ich dann den roten VW. Berg sagte mir, dass ich fünf Minuten vor Beginn am Stellplatz sein sollte, und gab mir meine Laufkarte.

„Jahrgang '70, Lauf 17! Hier versammeln!“, krächzte der Junge vom Stellplatz durch sein Megaphon, dann fraß er seine Pommes zu Ende. Als er fertig war, nahm er das Seil weg, und wir konnten alle bis zur Startlinie vorgehen. Gut 60 Schüler drängten sich auf dem 20 Meter breiten Feld. Und dann...

Startschuss! 120 Beine setzten sich in Bewegung, und ebenso viele Lungenflügel verdoppelten die Arbeit. Es ging mit einem Sprint los, um an die Spitze zu kommen, und mit schnellem Tempo weiter, um an ihr zu bleiben. Aber schon nach 1000 Metern der sechs Kilometer langen Strecke sah ich die ersten zurückfallen, die ihre Kräfte verbraucht hatten. Jeder, der langsamer wurde, spornte mich umso mehr an.

Nach drei Kontrollpunkten und diversen Rufen wie: „Schneller!“ – „Kiek dir die an!“ – „Wat is´n hier los?“ und „Ey, da läuft ja Karsten!“ (ein paar aus meiner Klasse mussten der Organisationsleitung helfen) hatte ich die Hälfte der Strecke hinter mich gebracht und befand mich nunmehr an den westlichen Ausläufern des Parks, in der Nähe der großen Kirche am Südsterne.

Ich spürte das Blut in meinen Beinen pulsieren und ein leeres, sehr unangenehmes Gefühl im Magen. Doch ich riss mich zusammen und setzte an, drei, vier Leute zu überholen. Immer mehr blieben stehen oder

liefen nur noch langsam weiter. Manche ruhten sich ein paar Atemzüge aus und sprinteten dann wieder für 100 Meter nach vorne, nur um sich wieder kurz auszuruhen. Auch eine Möglichkeit, einen Langstreckenlauf zu bewältigen.

Durch den einsetzenden Nieselregen erwies sich das viele Laub auf den Wegen als gefährlich glitschig, aber die Luft war erfrischend kühl. Ich erinnerte mich, dass im Jahr zuvor die Sonne schien und es warm gewesen war. Da hätte ich mitmachen sollen!

Nächste Etappe: Rixdorfer Höhe. Mann, ich war kaputt! Alles Zähne zusammenbeißen half nichts, ich musste stehen bleiben. Aber wo es hoch geht, da führt der Weg auch irgendwann wieder herunter. Ich rannte wieder weiter, fühlte mich aber so erschöpft, dass ich überhaupt nicht mehr verstand, wie ich so blöd sein konnte, hier bei diesem Wettkampf unbedingt mitrennen zu wollen.

Dann endlich passierte ich die letzte Kontrollstation. Ich blühte regelrecht auf. Alle Anstrengung fiel von mir ab. 200 Meter bis zum Ziel, riefen mir die Zuschauer zu. Schlusssprint! Ich gab alles, was noch ging. Zum Glück waren meiner Mitstreiter noch erledigter als ich, fielen immer weiter zurück, und ich konnte ohne übermenschliche Anstrengung einige Plätze gut machen.

Endlich geschafft! Ich war zwar nicht unter den ersten Zehn, aber das war mir egal. Hauptsache geschafft.

„Startnummer her und weitergehen“, blaffte mich ein Mädchen an. Ich gab der dummen Ziege meine Karte, damit sie die Zeit notieren konnte. Tiefend hingen mir die Haare ins Gesicht, und das Unterhemd klebte an der Haut. Aber ich fühlte mich großartig.

Bei meinem Schneelauf jetzt durch den Park war ich kaum verschwitzt, als ich wieder den Vorraum der Sporthalle betrat. Die Kälte verhinderte das geschickt. Doch das sollte sich bald ändern, weswegen ich mich auch in den Umkleideräumen der Jogginghose und des Kapuzensweaters entledigte.

Plötzlich stand Fred in der Tür. „Na, Karsten, welche Zeit bist du gelaufen?“

„Weiß nicht. Würde sagen ´ne halbe Stunde.“

Mit einem väterlichen Lächeln legte er mir seinen dicken Arm auf die Schulter. „Hab ich nicht gesagt, du sollst dir mal eine Stoppuhr zulegen?“ Wissend zog er seine Brauen nach oben.

„Doch.“

„Und?“

„Gott hat mir zwar einen Kopf voll Wünsche geschenkt, aber leider keine Hosentaschen mit Geld drin!“

Fred seufzte resigniert.

Ich kam als Letzter in die Turnhalle, und kaum dass wir alle vollständig waren, zog Fred seine gefürchtete Stretching-Show ab. Er pürierte unsere Leiber mit derart gemeinen Übungen, dass man ihn für einen Sadisten halten konnte. Doch damit nicht genug. Im Anschluss durften wir Sitzbänke stemmen und Turnmatten schleppen. Als Nächstes kam die „Laufschule. Der Tyrann gab mit der Trillerpfeife den Takt vor, und wir hopsten, sprangen, krochen, rannten, tippelten, robbten, bis die Holzdielen im Chor mit uns ächzten. Doch bloß keine Verschnaufpause! Mit Medizinbällen übten wir Kugelstoßen, quälten uns an Turnseilen hoch und mussten quer durch die Halle kleine Sandsäckchen werfen.

Nach einer geschlagenen Stunde ließ Fred endlich von uns ab. „So, an sich wollte ich jetzt ein paar 400er-Distanzen üben ... aber mit solchen Leichen macht das keinen Spaß!“ Fred lachte sich scheckig. „Okay, Schluss für heute. Wer will, kann noch Fußball oder Basketball spielen.“

Mit Leichen machte aber auch das keinen Spaß.

16 - Nacht der Entscheidung

Aus Fußball oder Basketball wurde nichts. Wir wählten Mannschaften, aber wie bei einer Kettenreaktion folgte einer nach dem anderen Uwes Beispiel, der in den Umkleidekabinen verschwand (und später behauptete, er hätte ja eigentlich nur das Trikot wechseln wollen). Ich kramte mein Duschzeug aus der Tasche und schleppte mich in die Waschräume. Ein wenig Entspannung brachte zwar der Wasserguss aus der Wand, aber das schlappe Gefühl gluckerte nicht mit in den Abfluss. Brauchten es auch nicht. Der Tag klang aus, und ich wollte keine Bäume mehr ausreißen. Wie kleine Gewichte hing die Müdigkeit an meinen Augenlidern und zog sie millimeterweise zu. Ich stieg in meine Jeanshose und gähnte zum ersten Mal. Und als ich dann über den verschneiten Asphalt des Co-

lumbiadamms latschte, Richtung heimatlicher Gefilde, war es bereits das vierte Mal.

Irgendwie kam ich mir vor wie auf dem Land und nicht mitten in einer Stadt. Die Straßen waren leer, die Bürgersteige verwaist und alle Geräusche gedämpft, wie in Watte verpackt.

Der Weg zurück schien nicht enden zu wollen. Wann konnte ich mich endlich ins Bett fallen lassen? Ich hatte kaum die Hälfte geschafft, und meine Finger schmerzten vor Kälte. Um mich abzulenken, zog ich über den fast beendeten Tag Bilanz. Positiv oder negativ? Das galt es abzuwägen.

Wie war der Tag heute losgegangen? Aufstehen – Frühstück – Schule – Einkauf ... halt! Die Schlägerei mit Olaf! Irgendwie stand ihm das blaue Veilchen gut. Lockerte seine hässliche Fresse ein wenig auf. So schnell machte der mich jedenfalls nicht wieder an. Gut. Sportunterricht: Ich, der Knochenretter! Tobias würde mir ewig dankbar sein müssen. Was geschah eigentlich noch? War das schon alles gewesen? Nein! Kaum drei Stunden her: der Spinner mit der Axt. Das hätte auch böse ins Auge gehen können. Und noch was hatte ich übersprungen. Eigentlich das Schönste an diesem Tag: Gabi! Sie sah so süß aus. Dabei war ich morgen mit Martina verabredet ... und heute betrog ich sie. Daniela verstand mich. Aber Tina? Wohl kaum. Doch außer Frage war, dass ich Martina liebte. Und sie mich. Gabi kannte ich erst seit heute. Und wenn sie wie ihre Cousine Daniela war? Mit der war es auch schief gegangen. Nein, nein. Gabi angelte sich schon jemand Neues. Solche Girls bleiben nicht lang allein. Außerdem wollte ich nicht so ein Gigolo werden wie mein Vater. Martina war mein Girl und nicht Gabi. Irgendwie musste ich das nur Gabi verklickern. Ich hatte ihr ja ziemlich eindeutige Hoffnungen gemacht ... Scheiße. Dani! Genau. Daniela musste mir dabei helfen. Sie kannte mich und ihr Cousine. Ich würde es Gabi natürlich selbst sagen, aber Daniela sollte dann schlichten. Gabi konnte bestimmt eine ganz schöne Furie werden.

Ja, Martina, ich hatte mich in dieser einsamen Nacht entschieden. Für dich. Morgen geht's also erst ins Kino und dann ... na ja, vielleicht passiert ja dann noch mehr...